



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 16, Nr. 12 December 15, 1963

Köln: Bund-Verlag, December 15, 1963

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

geh
tung
, is
ehen
ufer
chte
h zu

aufwärts 12

Köln, 15. Dezember 1963 . 16. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E

Foto: Anne Sophie



ber
kür
auf
'ne

Parlament der Arbeit

Ausserordentlicher
Bundeskongress



des Deutschen
Gewerkschaftsbundes



Ein Programm des Fortschritts

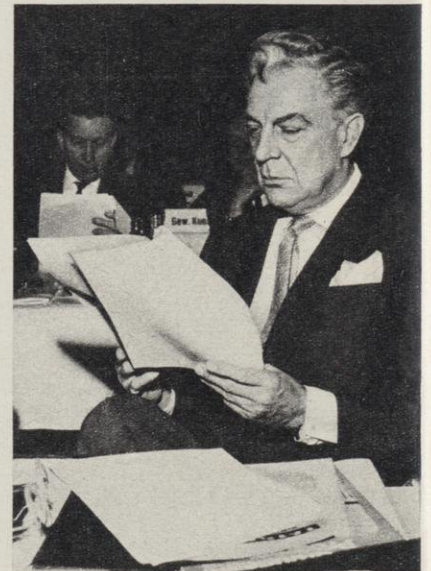


Ludwig Rosenberg bei der Eröffnung des Kongresses

Atje Kummernuss und Werner Bock

Gäste aus vielen Ländern / Links: Georg Reuter

Victor de Kowa / Vorsitzender der
Gewerkschaft Kunst





Otto Brenner



Georg Leber

Auf dem Außerordentlichen Kongreß des ADGB in Düsseldorf haben die Delegierten der deutschen Gewerkschaften gegen nur eine Stimme ein neues Grundsatzprogramm beschlossen und damit das Münchener Programm von 1949 abgelöst. Über das alte Programm sagte Ludwig Rosenberg: „Die Motive und die Zielsetzung, nämlich die Umwandlung der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung im Sinne sozialer Gerechtigkeit, die Demokratisierung des Lebens auf allen Ebenen und in allen Bezirken, sind unverändert auch Grundkonzeption dieses Programms. Die traditionelle Aufgabe der Gewerkschaften hat hier nicht nur auf wirtschaftspolitischen und sozialpolitischen, sondern auch in anderen Bereichen ihren Niederschlag gefunden.“

In der Präambel des neuen Grundsatzprogramms heißt es: „Durchdrungen von der Verantwortung gegenüber ihren Mitgliedern und dem ganzen Volke bekennen sich der Deutsche Gewerkschaftsbund und seine Gewerkschaften zu den unveräußerlichen Rechten des Menschen auf Freiheit und Selbstbestimmung. Sie erstreben eine Gesellschaftsordnung, in der die Würde des Menschen geachtet wird, und fordern die Verwirklichung der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen in allen Teilen der Welt.“ In diesem Bekenntnis liegt eine freiwillig übernommene Verantwortung für die zukünftige Entwicklung, die weit über den Rahmen der Mitglieder in den Gewerkschaften hinausgeht, ja über unsere Bundesrepublik. Es liegt darin die Erklärung der Solidarität mit allen unterdrückten Menschen auf unserer Erde. Auf die Bundesrepublik bezogen heißt es: Ausbau unseres Staates zu einem wirklich sozialen Rechtsstaat; Ausweitung der Mitbestimmung; unbedingte Achtung des Grundgesetzes; gleiche Bildungsmöglichkeiten für alle Bürger; stärkere demokratische Gestaltung der Gesell-

schaft auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens; Ächtung und Verbot der Atomwaffen. Es gab auf diesem Kongreß keine großen Diskussionen. Das war nicht verwunderlich, denn seit fast einem Jahr wurde in den Gewerkschaften des DGB über das neue Programm diskutiert. Diese Diskussion fand in rund 260 Anträgen ihren Niederschlag. Die Antragskommission, in der alle Gewerkschaften vertreten waren, hatte die Anträge bearbeitet und stellte sie zur Diskussion. Einigkeit ergab sich in allen Fragen der Sozial- und Kulturpolitik. Verschiedene Ansichten gab es in den Fragen einer kommenden Gestaltung der Wirtschaft. Über die Verbindung von Planung und Wettbewerb und über die Rolle der Gemeinwirtschaft als Element einer Kontrolle wirtschaftlicher Macht und als Faktor der Steuerung der Wirtschaft war man sich einig. Nicht einig war man sich darin, wie weit der Wettbewerb und wie weit die Planung gehen sollen. Eine Richtung will mehr Wettbewerb, die andere mehr Planung. Das Programm läßt beide Ansichten gelten.

Rosenberg sagte: „Wir haben diesen demokratischen Staat mitgeschaffen. Wir wollen, daß er nicht ohne uns und ganz gewiß nicht gegen uns entwickelt wird.“ Das war eine deutliche Warnung an die Kräfte, die die wirtschaftliche Macht der kapitalistischen Kreise über die Menschenrechte stellen. Nicht umsonst wurde in der Diskussion darauf hingewiesen, wie sehr diese Kreise in der Vergangenheit – und teilweise noch heute – ihre Macht gegen die Rechte der Arbeitnehmer mißbraucht haben, wie sie dem größten Scheusal unserer Geschichte mit zur Macht verhalfen.

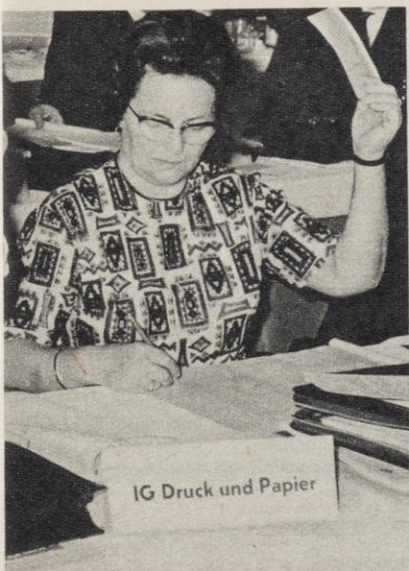
Ein neues Programm ist angenommen. Es wird an der Zielstrebigkeit aller Mitglieder – und auch der Jugend – liegen, wie weit die Worte lebendige Wirklichkeit werden.

Hadobu

Einverstanden

Diskussion am Rande / Mitte: Wilhelm Gefeller

Fotos: Arbert 3 / Hoffmann 7





„War eine Flut auf dem Land“

Anlässlich des Außerordentlichen Kongresses hatte der DGB am Abend des ersten Tages zu einer künstlerischen Veranstaltung in die Rheinhalle in Düsseldorf eingeladen. Die „Neue Berliner Bühne“ zeigte unter großem Beifall eine literarisch-musikalische Montage aus Musik, Gesang, Bild, Literatur und Dokument, die als Thema die Geschichte der deutschen Gewerkschaften hatte. Viele der jungen Menschen, die in erfreulicher Anzahl gekommen waren, wurden hier mit einer Kunstform bekanntgemacht, die in den Jahren der Weimarer Republik in Deutschland ihre Anfänge hatte, wesentlich beeinflusst von einem Vertreter des „Politischen Theaters“, dem Regisseur Erwin Piscator.

Gezeigt wurde eine Geschichte von grenzenloser Unterdrückung, von Empörung und Aufstieg, von Niederlagen und Siegen, eine Geschichte von Stolz und Trauer, von Versagen und grenzenlosem Opfermut, von Krieg und Frieden, von Niedergang und Aufstieg der Gewerkschaften.



Immer haben Dichter und Maler den Kampf der arbeitenden Menschen um ihr Menschenrecht mit ihren Werken begleitet. Und so erschienen auf der Leinwand Bilder aus dem „Weberzyklus“ von Käthe Kollwitz, Liebermanns Gemälde von Carl Legien, da erhob sich Richard Dehmels „Nur Zeit, wir wittern Gewitterwind“, jener erschütternde Aufschrei gegen die unmenschliche Dauer der damaligen Arbeitszeit, Bert Brecht, Weisenborn, Tucholsky, Walter Mehring und viele andere Dichter erhoben ihre Stimme gegen die Ausbeutung, den Krieg und die Diktatur der Faschisten. Und da klangen freche Songs und das rasch berühmt gewordene Chanson „Sag' mir, wo die Blumen sind“ in den großen Saal zu den ergriffen mitgehenden Zuhörern. Und über allem die Stimme der Einheit und der weltweiten Solidarität. Dafür der jungen „Neuen Berliner Bühne“ Dank.

Hadobu

100 Jahre Gewerkschaften

Von Ludwig Rosenberg

Der entscheidendste, bedeutsamste und tatsächlich weltverändernde Beitrag der hundert Jahre gewerkschaftlichen Tuns liegt nicht in seinen organisatorischen Kämpfen und Schwierigkeiten. In diesen hundert Jahren hat die deutsche Gewerkschaftsbewegung, hat die Gewerkschaftsbewegung in der freien Welt Gewaltiges und Herrliches geschaffen. Aus vegetierenden, ausgebeuteten, elenden Menschen, aus Verzweifelten und Verdammten wurden Bürger freier Staaten.

Menschen, die in Staat und Gesellschaft ihre Aufgaben erfüllen, die – trotz aller Mängel und trotz aller noch bestehenden Hemmnisse – dabei sind, eine neue Wirtschaft, eine neue Gesellschaft zu schaffen.

Ihre Arbeitsbedingungen bestimmen sie in freien Verhandlungen mit den Arbeitgebern selbst; ihre Organisationen sind frei, groß und stolz; ihre Rechte werden geschützt; ihre Hoffnungen gründen sich nicht mehr auf Glauben und Sehnsucht allein, sondern auf die Macht und die Kraft starker und mächtiger Gewerkschaften, deren Stellung in Staat und Gesellschaft nicht bestritten werden kann.

Das alles hat sich so sehr verändert, daß unsere Generation kaum zu begreifen scheint, was wir alle – und nicht nur die Arbeiterschaft – diesen hundert Jahren gewerkschaftlichen Kampfes verdanken.

Von der Kinderarbeit und den Maschinenstürmern zur Fünf-Tage-Woche und zur Mitbestimmung ist ein Weg, den nur der begreift, der sich immer und immer wieder dieser Entwicklung bewußt wird.

Gewiß sind nicht alle Hoffnungen und alle Wünsche erfüllt, gewiß sind noch viele Mängel und sehr berechtigte Beschwerden zu beseitigen. Wer heute glaubt, daß die ganze Freiheit gewonnen, daß die ganze Menschenwürde gesichert, daß die wahre Brüderlichkeit und die wirkliche Gleichheit geschaffen sind, weiß nichts von dem langen Weg, den wir noch zu gehen haben.

Aber wer leugnen will, daß wir auf diesem Weg ein gutes, ein bedeutendes, ein sehr großes Stück vorangekommen sind, der leugnet die Taten und die Erfolge eines hundertjährigen harten Kampfes. Wer da sagt, es hätte sich ja im Grunde doch nichts geändert, der macht die Menschen blind und verhindert die Erkenntnis in die Möglichkeiten und Chancen, die sie und ihre Väter in hundert Jahren der Arbeit für unsere Generation geschaffen haben und die es zu nutzen und nicht zu verneinen gilt!

Auf dem Erreichten aufbauen, das Geschaffene ausbauen, auf dem Weg weiter vorangehen, das ist die Lehre und die Erkenntnis, die uns ein Jahrhundert freier und unabhängiger Gewerkschaftsarbeit vermittelt. Nicht kleinmütig nur das Nichterreichte beklagen, sondern mit Elan und Vertrauen die neuen Möglichkeiten nutzen, führt uns voran. Hätten unsere Väter mit jenem Kleinmut den Gewalten gegenübergestanden, der heute so manche auszeichnet, die aus der Ausweglosigkeit eine Philosophie machen, sie hätten das Banner der Freiheit nie gehißt, sie hätten den damals gewiß aussichtslos erscheinenden Kampf niemals begonnen. Sie hätten nichts erreicht. Über allem Mißtrauen ist es allein das Selbstvertrauen und der Mut, die sie zu dem befähigten, was sie schufen.

Sie gaben niemals auf, sie vertrauten auf eine Macht, die sie tatsächlich damals kaum hatten.



Die Sehnsucht nach der Einheit und Geschlossenheit der Gewerkschaftsbewegung wuchs mit der wachsenden Kraft. Sie erkannten immer deutlicher, daß es für sie alle nur eine Richtung gibt, wenn es darum geht, die Lage der Arbeitnehmerschaft zu verbessern, ihre Rechte zu erweitern, ihre Verpflichtungen der Gesamtheit gegenüber zu erfüllen.

Der Ursprung ihres Wollens mag aus noch so verschiedenen Quellen stammen, in der praktischen Arbeit und Aufgabe, die ihnen täglich gestellt ist, müssen sie einig sein im Handeln und Wollen. Denn, ob Sozialisten, Christen, oder Hirsch-Dunckersche, sie alle trafen auf die gleichen Hindernisse, wenn es galt, das Recht der Arbeitnehmer zu vertreten.

Und so war es nicht verwunderlich, daß schon auf dem zweiten Kongreß der Christlichen Gewerkschaften – im Jahre 1900 in Frankfurt – die interkonfessionelle Organisation als Übergangsform angesehen wurde und als Fernziel die völlige Verschmelzung der gesamten Arbeitnehmerschaft bezeichnet werden konnte.

Die furchtbaren Ereignisse des ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit machten diese Hoffnungen zunichte. Anstatt sich zu vereinen, wurden die großen Gewerkschaftsbewegungen – nach anfänglichem machtvollen Mitwirken in der jungen Demokratie – von den Feinden der Freiheit zermürbt, geschwächt und von dem politischen und wirtschaftlichen Verfall des jungen Staates mit in den Abgrund gerissen. Es wird so viel und so vielerlei über Gründe und Ursachen des grausamen Zusammenbruchs der Weimarer Republik gesprochen; und keine der Ursachen, die heute erkannt und erforscht werden, gibt allein die schlüssige Antwort darauf, wie es geschehen

konnte. Eines aber ist gewiß: Eine der entscheidenden Voraussetzungen, die Demokratie zu ermorden, war die planmäßige Schwächung und Unterhöhnung der gewerkschaftlichen Kraft.

Wer erlebt hat, wie Nazis und Kommunisten gemeinsam gegen die Gewerkschaften in Berlin Streiks arrangierten, hat diese unheilige Allianz der Feinde demokratischen Lebens nicht vergessen. Man sollte sich dieser traurigen Erfahrungen bewußt sein, wenn man heute gelegentlich Parolen vernimmt, die sich von denen damals im wesentlichen nicht unterscheiden. Man sollte aber auch wachsam sein gegenüber anderen, die aus der Vergangenheit nichts gelernt haben und Erkenntnisse, die schon 1900 auf dem zweiten Kongreß der Christlichen Gewerkschaften ausgesprochen wurden, heute nach 63 Jahren noch immer nicht begriffen haben.

Wer heute noch glaubt, daß Richtungs-gewerkschaften den Interessen der Arbeitnehmerschaft dienen können, der hat aus der langen und schmerzvollen Geschichte nichts, aber auch gar nichts gelernt.

Wir, die neue, junge und doch so traditionsbewußte Gewerkschaftsbewegung, sind die rechtmäßigen Erben derer, die sich in allen Lagern und allen Richtungen um das Wohl der Arbeiterbewegung und ihrer Menschen bemüht haben. Wir haben das Recht, uns auf Kolping und Lassalle, auf Legien und Stegerwald, auf Jakob Kaiser und Hans Böckler ebenso zu berufen, wie auf Rerum Novarum und Mater et Magistra.

Diese große einheitliche Gewerkschaftsbewegung ist über den primitiven Bruderkampf hinausgewachsen zu einer gewaltigen, dem Ganzen verpflichteten Organisation. Wenn auch noch Reste der Vergan-

genheit wie mahnende Gespenster aus der Frühzeit unserer Bewegung uns manchmal an die Tage des Werdens erinnern, wenn auch noch hier und da in manchen Herzen das Mißtrauen und der Zweifel leben mag, die neue Zeit, der wir uns stellen, hat uns in dem furchtbaren Erlebnis der Konzentrationslager und Marterhöhlen gelehrt, daß wir zusammengehören.

Wir sind heute nicht mehr die Arbeitervereine von 1860. Uns kann nicht genügen, Lohn- und Arbeitsbedingungen zu regeln. – Sie konnten nicht anders, als sich zu beschränken! Wir dürfen nicht anders, als über diesen engen Rahmen hinauszugehen.

Wenn wir verlangen, daß alle Restbestände einer unrühmlichen Vergangenheit beseitigt werden, so ist das Dienst am Staat, Stärkung der Demokratie, Sicherung der freien Gesellschaft.

In diese Zeit, in diesen Staat, in die demokratische Gesellschaft gehört kein Sonderrecht irgendwelcher Gesellschafts- oder Wirtschaftsgruppen. In diese Demokratie paßt kein Bildungsprivileg! Auf dem Prinzip nicht farbloser Gleichheit, aber gleicher Chancen und gleicher Rechtsgrundlagen beruht die Demokratie. Wo immer gegen diesen Grundsatz verstoßen wird, ob aus Tradition oder aus sonstwelchen Gründen, versündigt man sich an einer der heiligsten Grundlagen unserer Gesellschaft.

Wir ernennen uns nicht zu Richtern über das, was Recht, und das, was Unrecht ist, aber wer einhundert Jahre und noch länger Unrecht ertragen mußte, hat ein waches Gefühl dafür entwickelt, wann und wo Recht verletzt wird.

Die einmalige große Chance der Demokratie, die unserem Volke leider nur in diesem Teil unseres Vaterlandes gegeben ist, wollen wir nutzen. Mit all den Erfahrungen einer schweren und ersten Vergangenheit.

Wir wollen dieses Land zum Bollwerk der Freiheit, des Glückes und des Rechts machen – wir, die Arbeiter, Angestellten und Beamten – wir, die Männer und Frauen, die Jungen und Alten in den Werkstätten und den Büros, auf dem Feld und in den Fabriken.

Wir sind die Erben einer großen Tradition. Nicht hochmütig und übermütig sehen wir auf jene alten Fahnen, die als Symbole der Freiheit den langen Weg bis zu uns vergangen haben. Wir machen aus dieser Vergangenheit keinen Fetisch – wir lieben den Kult nicht, der in Formen erstarrt.

Uns bewegt, was lebendig war, was lebendig ist und was lebendig bleibt: der Glaube daran, daß der Mensch frei ist und frei sein soll. Der Wille, daß Recht und Gerechtigkeit die Beziehungen der Menschen und der Völker regeln müssen. Die Gewißheit, daß, wer andere in Ungleichheit hält und ihnen gleiches Recht versagt, die Menschheit und Menschenwürde beleidigt und verhöhnt. Die Zuversicht, daß einmal diese Erde in brüderlichem Wettstreit der Völker dem Glück und der Sicherheit aller Menschen zustreben wird.

Nach diesem Gesetz sind sie angetreten, die Männer und Frauen, die vor hundert Jahren die ersten kleinen Arbeitervereine in ärmlichen Kammern begründeten.

Diesem Gesetz bleiben wir treu und verpflichtet zum Wohle der arbeitenden Menschen, zum Wohle unseres Volkes, zum Wohle aller Völker, zum Wohle der Menschheit!

Die Gabe der Weisen

Erzählung von O. Henry

Ein Dollar und siebenundachtzig Cents. Das war alles. Und das zu Weihnachten! Della ließ sich auf die abgewetzte kleine Couch fallen und begann zu weinen.

Während Della vom Weinen zum Schluchzen übergeht, wollen wir einen Blick in das Heim werfen. Eine möblierte Etagenwohnung für acht Dollar die Woche. Nicht, daß sie ausgesprochen ärmlich aussah, auf jeden Fall aber war sie nahe daran. Unten im Vestibül war ein Briefkasten. Dazu gehörte eine Visitenkarte mit dem Namen „Mr. James Dillingham Young“. Jedesmal, wenn Mr. James Dillingham Young nach Hause kam und seine kleine Wohnung im Obergeschoß betrat, wurde er zärtlich „Jim“ genannt und innig von Mrs. James Dillingham Young umarmt, die ich Ihnen oben bereits als Della vorgestellt habe.

Della beendete ihr Schluchzen und bearbeitete ihre Wangen mit der Puderquaste. Sie trat ans Fenster.

Weihnachten – und sie hatte nur einen Dollar und siebenundachtzig, um Jim ein Geschenk zu kaufen. Seit Monaten hatte sie jeden nur irgendwie entbehrlichen Penny gespart, und das war nun das Ergebnis. Zwanzig Dollar die Woche reichen nicht weit.

Zwischen den Fenstern des Zimmers hing ein kleiner Spiegel. Della schaute hinein. Ihre Augen glänzten, aber ihr Gesicht hatte innerhalb von zwanzig Sekunden die Farbe verloren. Rasch löste sie ihr Haar und ließ es in voller Länge herabfallen.

Nun gab es zwei Dinge, auf die beide Dillinghams mächtig stolz waren. Das eine war Jims goldene Uhr, die schon seinem Vater und Großvater gehört hatte. Das andere war Dellas Haar.

So fiel nun Dellas wundervolles Haar um ihre Gestalt, eine glänzende Flut blonden, gewellten Haares. Es reichte bis unterhalb ihrer Knie und legte sich wie ein Gewand um sie. Mit nervösen, hastigen Bewegungen steckte sie es wieder auf. Dabei stand sie eine Minute lang still, während eine oder zwei Tränen auf den abgetretenen roten Teppich rollten.

Schnell war sie in ihrer alten braunen Jacke und hatte den alten braunen Hut aufgesetzt. Mit wehenden Röcken und einem frohen Glanz in den Augen sprang sie aus der Tür und die Treppe hinunter auf die Straße.

„Mme. Sofronie, Haare aller Art“, stand auf einem Schild über der Tür, vor der sie schließlich stehen blieb. Della eilte die Treppe hinauf und läutete, noch heftig atmend. Madame Sofronie, groß, weiß, frostig, öffnete.

„Wollen Sie mein Haar kaufen?“ fragte Della.

„Zwanzig Dollar“, sagte Madame zögernd. Wie auf rosigen Schwingen verrauschten die nächsten Stunden. Della stellte die Läden auf den Kopf nach einem Geschenk für Jim.

Schließlich fand sie es. Ganz bestimmt war es nur für Jim da. Es gab kein zweites davon in den Geschäften, und sie hatte bei allen buchstäblich das Unterste zuoberst gekehrt. Es war eine goldene Uhrkette ohne täuschende Verzierungen. Mit einem Wort: Es war ein würdiges Gegenstück zu Jims Uhr. Einundzwanzig Dollar nahm man ihr dafür ab, und sie eilte glücklich mit ihren siebenundachtzig Cents nach Hause. Mit dieser Kette an seiner Uhr konnte sich Jim in jeder Gesellschaft sehen lassen und brauchte nicht mehr wie bisher nur verstoßen nach der Zeit zu sehen wegen des alten Lederriemens, den er an Stelle einer Kette benutzte.

Als Della nach Hause kam, wick ihr Rausch ein wenig der nüchternen Vernunft. Sie nahm ihre Brennscheren, zündete das Gas an und begann die Verwüstungen zu reparieren, die Edelmüt und Liebe geschaffen hatten. In vierzig Minuten war ihr Kopf mit winzigen, dicht aneinanderliegenden Locken bedeckt, die ihr das Aussehen eines spitzbübischen Schuljungen gaben.

Um sieben Uhr war der Kaffee fertig, und die Bratpfanne stand auf dem Herd, bereit, die Koteletts aufzunehmen.

Jim kam nie zu spät. Della faltete ihre Hände über die Kette und setzte sich auf die Ecke des Tisches nahe der Tür. Dann hörte sie seinen Schritt unten auf dem ersten Treppenabsatz. Einen Augenblick lang wurde sie blaß. Und nun wisperte sie: „Bitte, lieber Gott, laß ihn denken, daß ich immer noch hübsch bin.“

Die Tür ging auf, und Jim kam herein. Er sah schmal und sehr ernst aus. Armer Bursche, erst zweiundzwanzig und schon verheiratet. Er brauchte dringend einen neuen Anzug und Handschuhe!

Jim blieb starr an der Tür stehen. Seine Augen waren auf Della gerichtet, und in ihnen war ein Ausdruck, den sie nicht deuten konnte und der sie erschreckte. Es war nicht Ärger oder Überraschung, weder Mißbilligung noch

Schrecken; er starrte sie einfach an wie hypnotisiert.

Della glitt vom Tisch und schritt zu ihm. „Jim, Liebster“, brach es aus ihr hervor, „sieh mich nicht so an! Ich habe mein Haar abschneiden lassen und es verkauft, weil ich Weihnachten einfach nicht überlebt hätte, ohne dir etwas zu schenken. Es wird wieder nachwachsen. Du machst dir doch nichts daraus, nicht wahr? Mein Haar wächst furchtbar schnell. Sag ‚Frohe Weihnachten‘, Jim, und laß uns glücklich sein.“

„Du hast dein Haar abgeschnitten?“ entgegnete Jim mühsam.

„Abgeschnitten und verkauft“, sagte Della. „Magst du mich denn so nicht mehr? Ich bin doch auch ohne mein Haar dieselbe geblieben, oder etwa nicht?“

Jim blickte seltsam im Zimmer umher. Langsam schien er aus seiner Erstarrung zu erwachen. Er umarmte Della.

Jim zog ein Päckchen aus der Manteltasche und legte es auf den Tisch.

Dellas Finger zerrten hurtig an Bindfaden und Papier. Dann ein entzückter Freudenschrei – und dann ein Wechsel zu strömenden Tränen. Denn da lagen die Käämme – der Satz Käämme für die Seiten und für den Nacken, den Della schon lange in einem Broadway-Schaufenster angeboten hatte. Wundervolle Käämme, echt Schildpatt, die Rücken mit kostbaren Steinen besetzt. Genau der Farbton, der zu ihrem herrlichen, jetzt verschwundenen Haar paßte. Es waren sehr teure Käämme, das wußte sie, und ihr Herz hatte sich still danach gesehnt, ohne die geringste Hoffnung auf Besitz. Und nun gehörten sie ihr. Nur die Flechten, die der heißbegehrte Schmuck hatte schmücken sollen, waren fort.

Sie drückte die Käämme an sich und sagte schließlich unter Tränen und lächelnd: „Mein Haar wächst ja so schnell, Jim!“ Und dann sprang sie auf wie eine kleine versengte Katze und schrie „Oh, oh!“

Jim hatte ja noch gar nicht sein herrliches Geschenk gesehen. Sie hielt es ihm eifrig auf der ausgestreckten Hand entgegen. Das kostbare Metall schien wie der Reflex ihrer Freude zu sprühen.

„Ist es nicht zauberhaft, Jim? Ich bin durch die ganze Stadt gejagt, um es zu finden. Du wirst jetzt hundertmal am Tag nach der Uhr sehen müssen. Gib sie mir, ich will sehen, wie es sich daran macht.“

Statt ihrem Wunsche zu folgen, ließ Jim sich auf die Couch fallen, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und lächelte.

„Dell“, sagte er, „laß uns unsere Weihnachtsgeschenke eine Zeitlang weglegen. Sie sind so schön, um sie jetzt schon zu gebrauchen. Ich habe die Uhr verkauft, um Geld für deine Käämme zu bekommen. – Und jetzt schlage ich vor, könntest du die Koteletts aufsetzen.“

Die drei Könige aus dem Morgenlande waren, wie man weiß, weise Männer, wunderbar weise Männer, die dem Kinde in der Krippe Geschenke brachten. Sie erfanden die Kunst, Weihnachtsgeschenke zu machen. Und da sie weise waren, waren unzweifelhaft auch ihre Gaben weise. Und ich habe Ihnen hier nur die scheinbar so bedeutungslose Geschichte von zwei närrischen Kindern in einer Mietwohnung erzählt, die einander äußerst unweise ihre größten Schätze opferten. Doch in einem letzten Wort an die überheblichen Klugen unserer Tage sei gesagt, daß von allen, die Geschenke machen, diese die Weisesten sind. Alle, die geben und empfangen wie sie, sind am weisesten. Überall. Sie besitzen die Gabe der Weisen.

(Aus dem Amerikanischen übertragen von Peter Naujack.)



Illustration: Eva Ohlow

Jakobs Freund

Von Richard Schmiedel

Damals wohnte Jakob in H., einer mittelgroßen Stadt in Niederösterreich. Sein Vater war im Krieg. Es war der erste Monat der Jahres 1945.

Später erinnerte sich Jakob gern an die Zeit in H., an die Weingärten, die Wiesen und den nahen Wald. Es gab viele Villen in der Gegend, in der Jakob wohnte, und die Straßen waren alle sauber und gepflegt. Auf dem täglichen Weg zur Schule kam Jakob an der Kirche, der Haushaltungsschule und einem Kinderheim vorbei. In der Straße, die zum Kirchplatz führte, lagen auch die Kreisbauernschaft, das ehemalige Sanatorium „Viktoria“ und die ehemalige Heilanstalt „Sonnenhof“. Die Beifügung „ehemalig“ erklärt sich daraus, daß die meisten dieser Gebäude in jenen Jahren anderen Zwecken dienten. Aus der Heilanstalt war längst ein Lazarett geworden, während im „Viktoria“ etwa zweihundert sogenannte Fremdarbeiter untergebracht waren.

Jakobs Mutter hatte eine Arbeit annehmen müssen, der sie in den Abendstunden nachging, und da sie meistens erst spät nach Hause kam, war es ihr nicht möglich, kleine Unpünktlichkeiten bei Jakob wahrzunehmen.

Eines Abends war er, wie es in letzter Zeit nicht selten vorkam, erst bei Anbruch der Dunkelheit auf dem Heimweg. Aus den meisten Fenstern gähnte schon die Finsternis der Verdunkelungen. Nur wenige Leute waren noch auf den Straßen, denn in diesen unruhigen Zeiten, in denen man von dem beängstigenden Herannahen der russischen Truppen sprach, stand den Menschen nicht der Sinn danach, außerhalb des Hauses Vergnügungen zu suchen. Jakob ging gerade an dem Zaun entlang, der den Garten des ehemaligen Sanatoriums „Viktoria“ abschloß, als er dahinter im Schatten eines Strauches einen Mann sah, der ihm heftig zuwinkte.

Der Knabe sah keine Veranlassung, dem Winken eines wildfremden Menschen prompt zu folgen. Wenn er schließlich doch an den Zaun herantrat, dann nur, weil er sich sein Unbehagen nicht eingestehen, sich vielmehr seinen Mut beweisen wollte.

Er konnte den fremden Mann jetzt deutlich sehen. Es war offenbar einer der hier untergebrachten Fremdarbeiter. Er sah klein und mager aus und steckte in einem mehrfach geflickten Arbeitsanzug. Sein Gesicht war von der Sonne dunkel getönt, aber gänzlich unansehnlich, so daß man nicht auf seine Nationalität hätte schließen können, wenn er nicht eine jener Kappen auf dem Kopf getragen hätte, die bei den Franzosen so beliebt sind.

Der Fremde sah sich vorsichtig nach dem Hintergrund des Gartens um und trat dann nahe an den Zaun, ohne daß durch diese Nähe sein Gesicht an Ausdruck gewonnen hätte.

„Brot...?“ sagte er in fragendem Ton.

Jakob fühlte sich völlig fehl am Platz. Brot hatte er auch nicht. So zuckte er nur verlegen die Achseln und überlegte, wie er am besten hier loskommen konnte, ohne sein Gegenüber zu beleidigen.

„Brot...?“ sagte der Fremde nochmals, in demselben Frageton, und fuhr gleich darauf fort: „Ich abe Schokolade...“ Nach diesen Worten, deren Akzent nun voll und ganz den Franzosen verriet, zog er aus seiner Hosentasche eine große Tafel Schokolade und hielt sie Jakob hin.

Die Beschriftung der Tafel war ausländisch, Jakob nahm an, daß es französische Schokolade sei. Auf jedem Fall war es seit langem die erste Schokolade, die er zu Gesicht bekam. Seine Nerven und Muskeln reagierten erstaunlich schnell; ehe er sich noch entschlossen hatte, ob er die Schokolade nehmen sollte, hatte er sie schon in der Hand. Seine Finger glitten unruhig hin und her und befühlten die Rippen unter dem Papier. Sie waren etwas weich von der Wärme der fremden Hosentasche.

„Brot...?“ sagte der Franzose nun zum drittenmal, und gleich darauf begann er hastig und schnell in seiner Muttersprache, von der

Jakob kein Wort verstand, zu reden. Bloß das Wort „Brot“ tauchte immer wieder auf.

Aber Jakob hatte kein Brot bei sich. Er stand verlegen da, mit der Schokolade in der Hand, und plötzlich konnte er des Franzosen Wortschwall nicht mehr ertragen, und ohne sich noch einmal umzudrehen, lief er, so schnell er konnte, die Straße weiter, nach Hause.

Seine Mutter war noch nicht zu Hause. Schnell nahm er sein bereitgestelltes Abendessen zu sich und legte sich gleich zu Bett, konnte aber, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht sofort einschlafen.

Er hatte sich nie den Kopf zerbrochen über die Fremdarbeiter, von denen eine Menge an verschiedenen Punkten der Stadt einquartiert waren. Man konnte sie oft, mit Arbeitsgeräten beladen, durch die Straßen ziehen sehen. Sie sahen alle gleich schmutzig, ausgehungert und mager aus, aber darum scherte sich eigentlich niemand, man hatte sich an den Anblick gewöhnt wie an die Verdunkelung. Der Franzose, von dem Jakob die Schokolade hatte, war der erste von ihnen, den Jakob aus der Nähe gesehen, den er hatte sprechen hören. Jetzt fiel ihm die Schokolade wieder ein. Gedankenlos brach er sie auseinander, klaubte einige der zerbrochenen Rippen aus dem Papier und verzehrte sie.

und ab ging, so sehr er sich anstrengte, im Garten einen Menschen zu entdecken, es rührte sich nichts. Wahrscheinlich sind sie alle auswärts, bei einer Arbeit, überlegte er. Ich werde es am Abend noch einmal versuchen.

Allerdings glaubte Jakob sich zu erinnern, daß die Fremdarbeiter jeden Mittag zum Essenfassen in ihre Unterkunft gekommen waren. Warum nicht auch diesmal? Dieser Unsicherheit wegen verbrachte er den Nachmittag in träger, müder Stimmung. Es gab zweimal Fliegeralarm, aber auch dadurch wurde er nicht von seinen Gedanken abgelenkt.

Er erkannte auf einmal, daß ihm dieser fremde Mann mehr bedeutete als seine Freunde. Sie waren ja nicht allein, sie gehörten hierher, für sie wurde gesorgt, so wie seine Mutter für ihn sorgte, ihre Tage waren geregelt und ausgefüllt mit Sinn und Unsinn. Aber der Fremde, der ihm die Schokolade gegeben hatte – wo mochte der zu Hause sein? Hatte er eine Frau, vielleicht Kinder? Jakob versuchte, sich an das fremde Gesicht zu erinnern. Es hatte müde, aber nicht alt ausgesehen. Die Augen waren lebendig gewesen. Jakob tat es leid, daß er die Sprache des Mannes nicht verstanden hatte, und er nahm sich vor, später einmal Französisch zu lernen.

Schon während der letzten Tage hatten die Erwachsenen von nichts anderem als dem Herannahen der russischen Truppen gesprochen. Jakob hatte das, wie alle seine Freunde, mitangehört, ohne sich viel dabei zu denken. Aber plötzlich fiel ihm ein, daß es ihm der Einzug der russischen Truppen vielleicht unmöglich machen könnte, seinem französischen Freund die Brotmarken zu bringen.

Er sprang auf, jagte aus dem Haus. Trotz des sonnigen, freundlichen Nachmittags war die Straße leer. Ein sachter Wind brachte Wortfetzen aus den Gärten und den offenen Fenstern der Villen, die genauso sauber und hübsch wie vorgestern und gestern aussahen. Von der Kirche her kam eine Frau auf einem Rad gefahren. Jakob lief an ihr vorbei, lief auch an der Kreisbauernschaft vorbei, die ganz verlassen aussah, und als er schließlich zum Zaun des „Viktoria“-Gartens kam, fühlte er, wie seine Lenden im Rhythmus seines pochenden Herzens schmerzten.

Der große, parkähnliche Garten lag leer in der Sonne. Jakob hielt sich nicht damit auf, ihn zu betrachten, er lief zur nächsten Straße, bog um die Ecke und stand vor dem Eingang des Hauses.

In einer Nische der Einfahrt hockten zwei deutsche Soldaten vor einem Bündel Zivil-



Ich muß ihm Brot bringen dafür, überlegte der Knabe. Er hat mir die Schokolade doch nicht geschenkt, er wollte sie doch gegen Brot tauschen. Und ich habe sie einfach genommen und bin davongelaufen! Ich muß sehen, daß ich ihm so bald wie möglich das Brot geben kann.

Aber Jakob wußte, daß seine Mutter stets nur ganz kleine Brotportionen zu Hause hatte und daß sie sich gewiß nicht bereifinden würde, von diesen kargen Rationen abzugeben. Nicht daß sie herzlich gewesen wäre, aber sie war, wie eine Henne, einzig und allein um Jakob besorgt, und da es ihr schwer genug fiel, ihrer mütterlichen Aufgabe nachzukommen, fanden andere Dinge in ihren Gedanken keinen Platz. Nein, dachte Jakob, von Mama werde ich kein Brot bekommen. Aber wenn ich von den Brotmarken einige abschneide, merkt sie vielleicht nichts. Mit diesem Entschluß schlief er ein, ehe noch seine Mutter nach Hause kam.

Am nächsten Tag gelang es Jakob, seinen Schulfreunden, die denselben Heimweg hatten wie er, zu entkommen und zum „Viktoria“ zu gelangen. Aber solange er auch am Zaun auf

Jäh kam ihm wieder zum Bewußtsein, daß er in der Schuld des Franzosen war. Er glaubte, die Brotmarken, die er in der Tasche seiner Lederhose verborgen hatte, bis auf die Haut zu fühlen. Er nahm sie heraus und betrachtete sie. Sie sahen unscheinbar und nichtssagend aus, aber er wußte, daß dieses zerknitterte Fetzenpapier für seinen französischen Freund – denn so nannte er bei sich zum erstenmal den fremden Mann – von großer Wichtigkeit sein mußte.

Er überlegte zum erstenmal, wie wohl die Fremdarbeiter im „Viktoria“ leben mochten. Wahrscheinlich bekamen sie wenig und schlechtes Zeug zu essen. Jakob wunderte sich plötzlich, daß niemand von den Leuten, die er kannte, von dem Dasein dieser Fremdarbeiter Notiz zu nehmen schien. Aber wahrscheinlich hatten sie andere Sorgen. Und wie zur Bestätigung dieses Gedankens kam Frau Hoferbach aus dem Nachbarhaus in die Küche gestürzt. „Ist deine Mutter nicht da?“ schrie sie aufgeregt. „Die Russen sollen schon kommen!“ Und nach diesen Worten war sie weg.

kleider, offensichtlich drauf und dran, sich umzukleiden.

„Wo sind die Fremdarbeiter, die hier einquartiert waren?“ fragte Jakob. Seine Stimme war so fremd, daß er sie nicht erkannte.

„Abtransportiert“, sagte der eine der Soldaten lakonisch. „Die sind letzte Nacht abtransportiert worden.“

Er kehrte sich von Jakob ab und nestelte weiter an den Knöpfen seiner Uniformjacke.

„Danke“, sagte Jakob. Er ging hinaus auf die Straße. Die Sonne lag schräg über den Dächern, und in den Schatten begann es kühl zu werden. Von der Stadt her hörte man das schwere Rollen von Panzern. Jakob ging bis zur Straßenecke, dann blieb er stehen und wandte sich um.

Als er die Hände hob, um sich die Tränen von den Wangen zu wischen, fielen drei Brotmarkenabschnitte auf den Asphalt.

Illustration: Eva Ohlow

In Angola herrscht der Terror

Ein Bericht von Willi Baumann über das Land, für das die Deutsche Gewerkschaftsjugend sammelt



Der naßaufbereitete Rohkaffee muß täglich gewendet werden

Nur selten erfährt man bei uns etwas über Angola. Das ist durchaus kein Zufall, sondern auf die hundertprozentige Post- und Nachrichtenzensur zurückzuführen, die von der portugiesischen Kolonialregierung rigoros durchgeführt wird. Erst in den letzten Jahren sind hin und wieder Meldungen nach außen gedrungen, die die Welt aufhorchen ließen. Da ist von Kämpfen der portugiesischen Truppen gegen „Aufständische“ die Rede, von Bombardierungen und von Dschungelkrieg. Der Kongo wird von Flüchtlingen aus Angola überflutet. Mehrere afrikanische Staaten, die ihre Unabhängigkeit bereits erlangt haben, beschuldigen Portugal der Verletzung der Menschenrechte, schließlich kam das Problem sogar vor der UNO zur Sprache.

Was geschah und geschieht noch laufend in Angola? Soviel ist zu erkennen: Ein Befreiungskampf ist im Gange, und dies nicht etwa erst seit kurzem. Schon zu Beginn der fünfziger Jahre bildete sich ein organisierter Widerstand gegen die Kolonialherren und deren absolute Macht, unter der Führung von jungen Afrikanern, die im Ausland studiert hatten. Die Bewegung wurde zerschlagen, ihre Anführer eingekerkert. Dennoch hatte die Idee der Freiheit und Unabhängigkeit Angola erfaßt und glimmt seither wie ein Funke in der eingeborenen Bevölkerung, mal hier mal dort hell auflodernd.

Ein ungleicher Kampf

Trotz primitivster Bedingungen formierte sich im Laufe der Jahre ein gewaltsamer Widerstand, seit 1961 beherrscht der Freiheitskampf das Land. Es ist ein ungleicher Kampf. Ein Korrespondent des „Observer“ berichtet: „Die angolesischen Nationalisten kann man kaum als eine Armee bezeichnen, die meisten Männer tragen keine Schuhe, nur alte Hemden und Shorts. Sie leben im Dschungel, und militärisch sind sie so gut wie gar nicht ausgerüstet. Sie haben ein paar belgische Gewehre aus dem letzten Krieg aus dem Kongo eingeschmuggelt. Sie haben ein paar erbeutete Sportgewehre von Portugal, aber keine Granaten und Maschinengewehre. Sie haben keine Radios. Ihr großer Vorteil ist der Dschungel. Im hohen Gras können sie sich bewegen und vor den Portugiesen verstecken. Die Portugiesen scheuen sich, in den Busch einzudringen, statt dessen brennen sie ganze Regionen des hohen Elefantengrases ab. Ein 24 Jahre alter Angolese sagte: ‚Solange noch zwei Angolesen stehen, solange noch zwei Erdnußstauden sind, um sie zu ernähren, geht der Kampf für die Unabhängigkeit Angolas weiter.‘“ In dieser Äußerung steckt die ganze Hartnäckigkeit, mit der in Angola gekämpft wird. Die Eingeborenen haben alles zu gewinnen, die Zeit steht auf ihrer Seite. Sie haben an-

dererseits nichts zu verlieren, im wahrsten Sinne des Wortes. Es gibt Leute, die davon beeindruckt werden, im Gegensatz zu Südafrika keine Hinweise zu lesen „Nur für Europäer“, keine separaten Warteräume am Flugplatz zu finden, kein Alkoholverbot für Afrikaner, keine Trennung in Geschäften und Banken, Transportmitteln, Postbüros, ja theoretisch nicht einmal in den Schulen. In Wirklichkeit sieht es anders aus. Die Portugiesen haben ein sogenanntes Assimilationssystem entwickelt, das in seinen Auswirkungen nicht weniger erschütternd ist als die Apartheidpolitik. Ein Afrikaner, der ein „Assimilierter“ sein möchte, muß zum örtlichen Gericht gehen. Er muß dort beweisen, daß er kein Analphabet ist und die portugiesische Sprache beherrscht, daß er katholisch ist und einen gewissen finanziellen Standard hat. Er verpflichtet sich, keine traditionellen afrikanischen Gewänder zu tragen und in europäischer Art zu leben. Wenn er alle diese Bedingungen erfüllt, erhält er einen Paß und darf reisen, seine Kinder erhalten freie Ausbildung in einer staatlichen Schule. Er erhält das Recht, sich an Wahlen zu beteiligen und braucht nur Haussteuer zu zahlen.

Schlimmer als Sklaverei

Soweit liest sich das recht schön. In der Praxis jedoch erreicht kaum 1 v.H. (in Worten: ein

Prozent!) der afrikanischen Bevölkerung jemals diesen Status. In Angola gibt es nämlich weit über 90 v.H. Analphabeten, ein Bericht der World Assemblé of Youth spricht sogar von 99 v. H. Kaum einer Familie ist es möglich, ein oder gar zwei Kinder die Schule besuchen zu lassen. In den wenigen Fällen müssen die Kosten von mehreren Familienmitgliedern aufgebracht werden. Ein großes Glück ist, wenn ein Kind die Aufmerksamkeit und Förderung eines Missionars findet. Der Besuch einer Missionsschule ist gratis, die Schüler und Schülerinnen sind während der Schulzeit im Internat untergebracht, wohin ihre Eltern und Verwandten wöchentlich das Essen bringen. Nicht besser sieht es aus bei der Ausbildung zu einem Beruf. Die Kolonialherren legen keinen Wert darauf, ihnen kommt es nur darauf an, billige Arbeitskräfte zu bekommen. Hierüber entnehmen wir einem Bericht: „In mancher Beziehung ist die Situation schlimmer als einfache Sklaverei. In der Sklaverei werden die Eingeborenen gekauft wie ein Tier, und der Eigentümer zieht es vor, genau wie seine Pferde und Ochsen, ihn gut zu behandeln, damit er bei Kräften bleibt. Hier wird der Eingeborene nicht gekauft, sondern vom Staat verpflichtet, obwohl man ihn einen freien Mann nennt. Sein Arbeitgeber interessiert sich nicht für ihn, wenn er krank wird oder stirbt, weil er in diesem Falle einen anderen Arbeiter kauft. Es gibt Arbeitgeber, die unter ihren Arbeitern 30 v.H. Todesfälle haben, und sie hatten niemals Schwierigkeiten, neue Arbeiter zu bekommen.“

Seit dem 15. Jahrhundert Kolonie

Bevor Portugal im 15. Jahrhundert Angola als Kolonie in Besitz nahm, lebten dort 17 Millionen Menschen auf einem Territorium von etwa 1,25 Millionen qkm. Heute ist die Bevölkerung auf knapp 4,8 Millionen abgesunken. Pierre Naninthea, ein junger Gewerkschafter aus Angola, nennt uns die Ursachen dafür: „Bis zum Ausbruch des Freiheitskampfes im Jahre 1961 wurden Arbeiter ohne Unterschied des Alters von den Kolonisten nach Rhodesien und in die Südafrikanische Union verkauft (pro Mann für 1.000 Escudos!). Werden Arbeitskräfte auf Plantagen benötigt, holt man sie aus den Dörfern und Urwaldverstecken mit Polizeiaufgebot in Lastwagen in die Verwaltungen, wo sie oft unter Schlägen gezwungen werden, einen Jahresvertrag zur Arbeit auf Plantagen anzunehmen – weit fort von ihrem Heimatdorf und ohne Familie. Sie müssen zwölf Stunden täglich ohne Pause arbeiten und leben in einer Gemeinschaftsunterkunft. Als Lohn erhalten sie am Ende des Jahres 1.000 bis 1.200 Escudos (100 Escudos = DM 13,90), die mit Unterkunfts- und Verpflegungskosten und sonstigen im Laufe des Jahres unbaren Anschaffungen sowie Ausgaben – nach Abzug von 500 Escudos Steuer – verrechnet werden. So endet das Jahr oft mit einer Verschuldung, die ein weiteres Jahr Zwangsarbeit zur Folge hat. Viele Männer kommen nicht mehr in ihr Dorf zurück, weil sie an Krankheit, Entkräftung und den Folgen schlechter Behandlung sterben. Im vorigen Jahr stellte die „Weltgesundheitsorganisation“ eine 50%ige Sterblichkeit dieser Männer fest. An anderen Arbeitsplätzen, wie z. B. bei der ‚Compania dos Diamantes de Angola‘, erhalten die Eingeborenen für sehr schwere Arbeit monatlich 180 bis 200 Escudos. Dagegen verdienen Portugiesen dort nicht selten im Jahr bis zu 200.000 und 250.000 Escudos.“

Reiches Land – arme Bevölkerung

Angola ist kein armes Land. Man findet Bodenschätze wie Diamanten, Gold, Silber, Eisen-, Kupfer- und Manganerze, die bei weitem noch nicht ausgeschöpft sind. Hinzu kommen Kaffee, Zucker, Mais, Baumwolle, Sisalhanf, Palmöl, Reis und andere Erzeugnisse, die auf

Gedenken an Fritz Sternberg



Aushacken der Süßkartoffeln, eins der Hauptnahrungsmittel der armen Bevölkerung Angolas

der Ausfuhrliste an der Spitze stehen. Doch mehr als vier Fünftel des guten Kaffeelandes z. B. gehörten den europäischen Siedlern. Tausende von Eingeborenen wurden einfach von ihrem Land vertrieben, um den weißen Siedlern Platz zu machen. Sie sind völlig rechtlos und werden durch verschiedene Steuersysteme, so z. B. durch eine Hüttentaxe, ihres minimalen Einkommens beraubt.

Gewerkschaften sind verboten

Wir fragen Pierre nach den Gewerkschaften, und er erzählt: „Die Portugiesen erlaubten nicht, daß unser Volk eine Organisation hat, die den Arbeiter vor Ausbeutung, sozialer Ungerechtigkeit und gegen unmenschliche Behandlung schützt. Empört darüber gründeten wir heimlich am 13. Juni 1961 in Angola die ‚General Liga für die Arbeiter von Angola‘ (L.G.T.A.), doch mußten wir aus Sicherheitsgründen ins Exil nach Kongo-Leopoldville gehen. Unsere Gewerkschaftsarbeit ist sehr schwer, weil die Menschen von Angola überall verstreut leben müssen. Aus Angst vor Zwangsarbeit, Unterdrückung, Unfreiheit und schlechter Behandlung durch die Kolonisten verstecken sich viele im Urwald. Die Portugiesen versuchen unseren Befreiungskampf mit Maschinengewehren, Kanonen und Bomben niederzuringen – doch das Volk von Angola wehrt sich erbittert. Portugal wendet

zur Erhaltung seiner Kolonialmacht alle höllischen Methoden an, die durch die Genfer Konventionen verdammt und verboten sind. Unsere Hoffnung sind die freien Gewerkschaften!“

Die Situation der Flüchtlinge

Kein Mensch kann genau sagen, wie hoch die Zahl der Flüchtlinge ist, die in die Republik Kongo gekommen sind. Die Armut dieser Menschen ist unbeschreiblich. Dabei hat sich gegenüber 1961 schon manches gebessert. Es ist möglich geworden, eine große Menge der Flüchtlinge wenigstens in primitiven Häusern unterzubringen und ihnen etwas Land zur Verfügung zu stellen, um hier einiges zum Essen anzubauen. Diese Eingliederung wurde etwas erleichtert durch die Tatsache, daß die meisten Flüchtlinge die gleiche Stammesprache sprechen wie die Menschen in der Republik Kongo an der angolesischen Grenze. Dennoch ist in vielen Gebieten die Lage sehr ernst. So war es in der Umgebung von Matadi unmöglich, den Flüchtlingen Land zu geben. Es kommt hinzu, daß im Kongo selbst eine große Arbeitslosigkeit herrscht. Deshalb verbietet ein Gesetz, angolesischen Flüchtlingen Arbeit zu geben. Nach wie vor herrscht Hunger in den Lagern. Eines der kritischsten Probleme unter den Flüchtlingen ist die Frage der Schulerziehung der Kinder. Die Eingliederung

in das kongolesische Schulsystem ist besonders durch die andere Sprache erschwert – im Kongo spricht man bekanntlich französisch. Zwar bemüht sich eine Handvoll protestantischer Missionare, (viele von ihnen wurden von der portugiesischen Regierung verstoßen), aber ihre Hilfe gleicht dem bekannten Tropfen auf den heißen Stein. Nun suchen angolesische Gewerkschafter Unterstützung von außen. Die Deutsche Gewerkschaftsjugend hat zu einer Spendenaktion aufgerufen, die speziell das Schulwesen unter den Flüchtlingen verbessern soll. Spenden können auf das Konto 200 des DGB, Bank für Gemeinwirtschaft Düsseldorf, eingezahlt werden. Gemessen an den großen Summen der Entwicklungshilfe wird diese Aktion sicher nur ein bescheidenes Süssmchen erbringen. Der Dienst, der damit geleistet wird, braucht jedoch nicht zurückstehen.

Willi Baumann

Fotos: dpa

In München ist Fritz Sternberg zur letzten Ruhe geleitet worden. Wir wußten, daß er seit vielen Jahren krank war, daß er im letzten Jahrzehnt drei Herzinfarkte überwunden hatte, daß er sich hätte schonen müssen. Aber da er sich nicht schonte, da er alle paar Jahre ein neues großes Buch vorlegte und mit seinen Plänen immer schon beim nächsten und übernächsten Buch war, da er unermüdlich seine Vorträge hielt – darum vergaßen wir, daß er krank und immerhin 68 Jahre alt war. Aber dann kam es ganz unerwartet: 24 Stunden nach einem Vortrag in Luxemburg ist Fritz Sternberg gestorben – er konnte sich gerade noch nach Hause schleppen, nach München, wo er in den letzten Jahren wieder ein Heim gefunden hatte.

Es ist ziemlich auf den Tag 40 Jahre her, seit ich Fritz Sternberg zum ersten Male traf, aber ich sehe ihn noch so vor mir, wie ich ihn damals – in seiner Vaterstadt Breslau – kennenlernte: mit seiner wilden Haarmähne (um dezentwillen wir ihn nach 1933, als wir alle illegale Decknamen hatten, fast zärtlich Ungewitter nannten) und mit einem Stoß Bücher, den er kaum unter den Arm klemmen konnte. Er war ein begnadeter Redner, ein hervorragender Pädagoge, dem es gegeben war, die kompliziertesten Zusammenhänge klar darzustellen, ohne sie über Gebühr zu vereinfachen. Und das Erstaunlichste: Obwohl er nie seine unabhängigen sozialistischen Überzeugungen verleugnete oder auch nur in seiner Wortwahl abschwächte, sprach er mit der gleichen Autorität und Wirksamkeit vor den Herren der Industrie- und Handelskammern oder vor Offizieren der Bundeswehr wie vor seinen Kollegen und Genossen in den großen Sälen der Gewerkschaftshäuser.

Er war so gelehrt und ein so origineller Kopf und ein so hervorragender Lehrer, daß er, obwohl radikaler Sozialist und von Abstammung Jude, nach dem Erscheinen seiner ersten großen Bücher vielleicht sogar in Deutschland einen Lehrstuhl bekommen hätte. Aber dann kam Hitler, und Sternberg flüchtete zuerst nach Basel, dann nach Paris, 1939 nach New York; erst in den USA wurde er Professor für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Drüben in Amerika hat sich sein Wissen gewaltig erweitert. Aber er blieb, was er war: ein unabhängig urteilender ökonomischer und politischer Schriftsteller.

Wie und wann er seine hart erarbeiteten Bücher schrieb, bleibt mir ein Rätsel; denn immer, wenn ich ihn irgendwo traf, war er unterwegs zu Vorträgen – und immer hatte er Zeit. Zeit und Lust zu langen Gesprächen, die manchmal Monologe waren – aber man wurde nicht ungeduldig; denn immer blitzten neue Gedanken auf, die man selbst noch nie gedacht und nirgends gelesen hatte, immer hatte man zum Schluß das Gefühl, um Wesentliches bereichert zu sein.

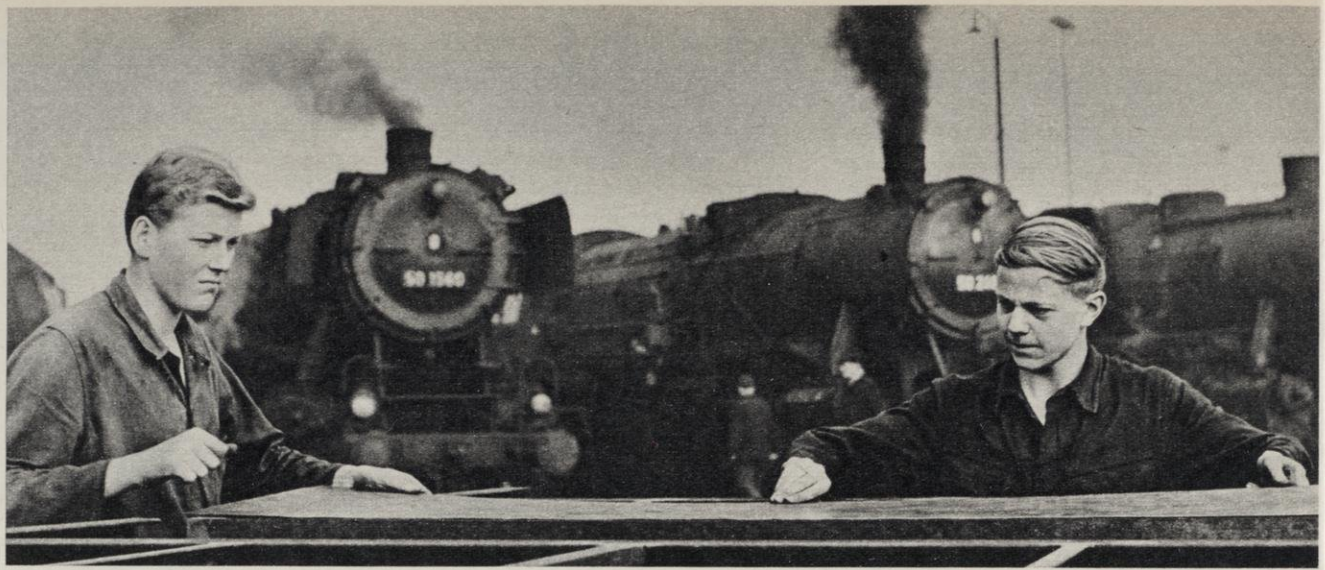
Walter Fabian

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf.

Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881.

„aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden.

Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.



Ein Vormittag im Ruhrgebiet. Schläfrig hockt die Sonne hinter einer Glocke aus Staub und Dunst. Leichter Wind ist aufgekommen.

Die Lehrwerkstatt, ein langgezogener, eingeschossiger Bau, steht auf dem Gelände des Bahnbetriebswerks Oberhausen-Osterfeld. Geräusche, durch die Arbeit an Lokomotiven verursacht, kommen in regelmäßigen Abständen durch die geöffneten Fenster des Aufenthaltsraums. Von fern minutenlang das Geheul einer Sirene.

Die 34 jungen Kollegen, Maschinenschlosser im 1., 2. und 3. Lehrjahr, stört das nicht. In jeweils Vierer- und Fünfergruppen sitzen sie um Tische. Vor ihnen liegt ein Fragebogen, den sie nachdenklich und konzentriert in Augenschein nehmen. Auf dem Kopf des Bogens steht: DGB-Berufsleistungsvergleich 1963.

Der Berufsleistungsvergleich, erinnern wir uns, wurde 1956 in Herford vom DGB ins Leben

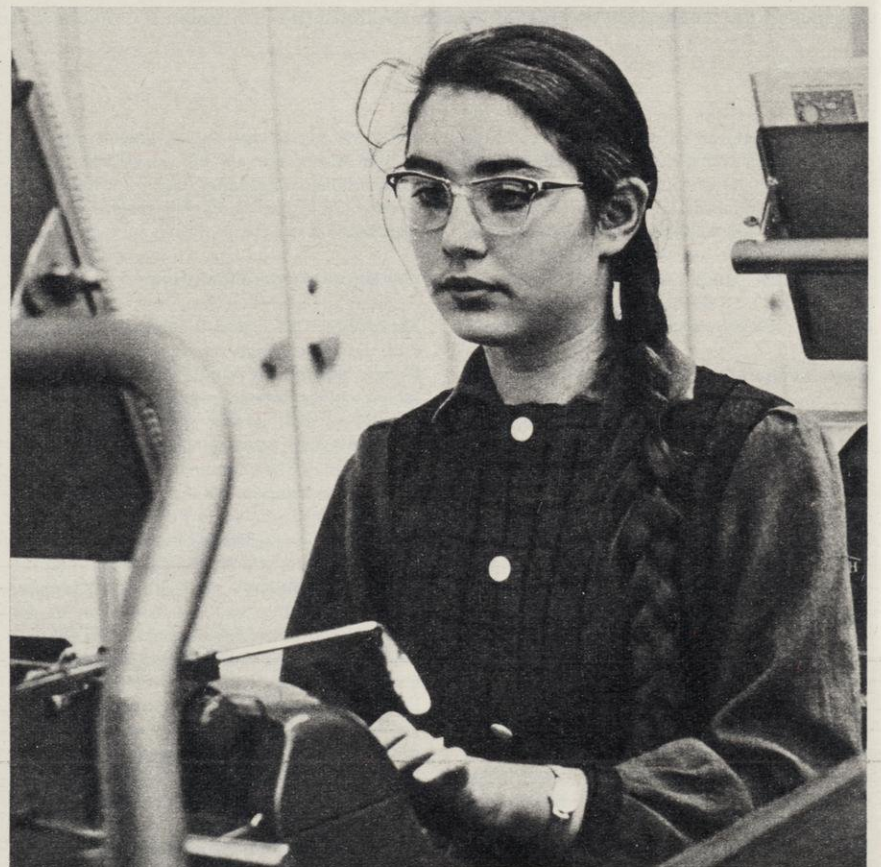
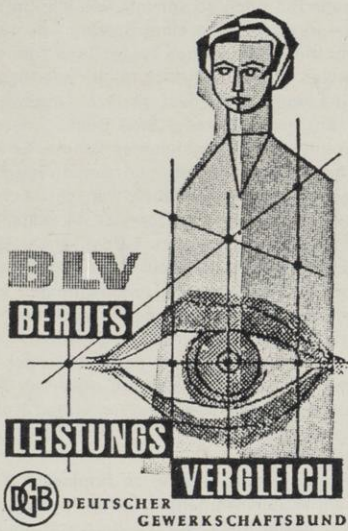
gerufen. Jungen und Mädchen aus fast allen Berufen unterwarfen sich freiwillig einem Test, der ihre beruflichen, allgemeinen und staatsbürgerlichen Kenntnisse prüfte. Dies erwies sich in der Folge als so nützlich, daß die Zahl der Teilnehmer sprunghaft stieg. „Im Vorjahr nahmen fast 25000 Jugendliche in 35 Städten am Berufsleistungsvergleich teil, davon waren die meisten noch keine Gewerkschaftsmitglieder“, erklärt uns Willi Haumann, Sekretär für Schulung, Bildung und Jugend beim DGB Oberhausen, der hier draußen auf dem Werk den Test leitet und überwacht.

„Die beruflichen Kenntnisse waren bisher meist zufriedenstellend. Unser Sorgenkind ist die allgemeine und staatsbürgerliche Bildung.“ Kollege Haumann zeigt uns Unterlagen von 1962. Er kann das, ohne die Zusicherung der Anonymität zu verletzen. Die Bogen tragen keine Namen, sondern Nummern, die nur den Prüflingen bekannt sind. Es sind Fragebogen, die Verkäuferinnen und Friseurinnen ausfüllten. Daß am 13. August 1961 in Berlin die Mauer errichtet wurde, wußten die meisten. Die Frage:

„Welches geschichtliche Ereignis verbinden Sie mit dem Namen von Stauffenberg?“ konnten längst nicht alle richtig beantworten. Friedrich Ebert wurde zum Schriftsteller, Goethe zum Komponisten erklärt. Als Außenminister der Bundesrepublik wurden u. a. Strauß und Lemmer genannt und als Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen dann gar Lübke, Adenauer und – Kennedy.

Nachrichten von geschichtsumwälzender Konsequenz erreichten uns im Vorjahr von einem Berufsleistungsvergleich im norddeutschen Raum. Da war Friedrich Ebert mit einem Male auch Reichspräsident unter Hitler gewesen, und da tippten 68 Prozent der Teilnehmer bei der Jahreszahl 1919 auf Ereignisse zwischen „Beginn des Dreißigjährigen Krieges“ und „Ende der Weimarer Republik“.

„Am wenigsten kann man da der Jugend einen Vorwurf machen. Die Schulen haben in der Vergangenheit allzuviel versäumt“, sagt Haumann.





Dreimal eine halbe Stunde dauert der Test. Dann ist er überstanden. Die letzten Bogen sind eingesammelt. Mit gutem Appetit machen sich die Schwergeprüften an ihre Mittagsbrote. „Die erste halbe Stunde“, meint einer zwischen zwei kräftigen Bissen, „war die schwierigste!“ In der ersten halben Stunde wurden die allgemeinen und staatsbürgerlichen Kenntnisse geprüft.

Nachdem die Fragebogen eingesammelt sind, beginnt die eigentliche Arbeit des DGB und seiner freiwilligen Helfer. „Jedes Blatt wird einer eingehenden Prüfung unterzogen und nach einem einheitlichen Punktsystem ausgewertet“, erklärt uns Haumann. Wir sitzen ihm mittlerweile in seinem modernen Büro im Oberhausener Gewerkschaftshaus gegenüber. „Wir arbeiten Hand in Hand mit den Berufsschullehrern der Stadt, die uns eine Menge Arbeit abnehmen. Jeder Prüfling erhält seinen Bogen mit einer Bewertung zurück.“ Wir finden, dies könne unmöglich der einzige Sinn des Berufsleistungsvergleichs sein. „Richtig,

damit wäre nicht viel erreicht. Der DGB will ja mit diesen Vergleichen einen zeitgemäßen Beitrag zur Berufsausbildung leisten. Von Anfang an wurde vermieden, ihnen Wettkampfcharakter zu geben. Das hätte viele schwächere und unsichere jungen Menschen von einer Beteiligung zurückgehalten. Aber nur der Überblick über die tatsächliche Durchschnittsleistung gibt die Basis für einen ernstzunehmenden Leistungsvergleich. Und dazu gehört eben eine möglichst hohe, regelmäßige und weit verbreitete Teilnahme. So kann der echte Stand der Leistung ermittelt und mit dem Berufsausbildungsziel verglichen werden.“

Weiter sagt Haumann: „Dem Auswerten der Ergebnisse folgen Unterredungen über fachliche und allgemeine Bildung mit den Verantwortlichen in der Berufs- und Berufsschulbildung. Auch Änderungs- bzw. Verbesserungsvorschläge werden berücksichtigt. So erreichten wir es z. B., daß in vielen Berufsschulklassen intensiver als bisher Staatsbürgerkunde betrieben wird. Aber gerade auf die-

sem Gebiet dürfen wir natürlich keine wesentlichen Verbesserungen von heute auf morgen erwarten. Außerdem haben wir eine sogenannte Teilnehmerberatung, die jedem Prüfling jederzeit mit Rat und Tat zur Seite steht.“ Er nennt eine genaue Zahl. „Zehn Prozent aller Beteiligten, die unter den gegebenen Umständen ihre Abschlußprüfung nicht bestanden hätten, konnten wir auf Grund des Testes wichtige Anregungen geben und sicher durch die Prüfung führen.“

„Sicherlich schon ein erfreulich hoher Prozentsatz. Wie läßt sich die zukünftige Entwicklung des Berufsleistungsvergleichs beurteilen?“ Das ist für Haumann das Stichwort, uns von einer ernsten Sorge zu sprechen, die wie ihn viele seiner Kollegen in Nordrhein-Westfalen bedrückt. „Seit vergangem Jahr besteht ein Verbot des Kultusministers von Nordrhein-Westfalen, daß die Tests innerhalb der Berufsschulklassen nicht während der Schulzeit durchgeführt werden dürfen. Wir sind also auf den Abend verwiesen. Das führt, lei-

der, oft dazu, daß die Sache wegen zu schwacher Beteiligung ganz abgeblasen werden muß. Denn wie schon gesagt: ernstzunehmender Leistungsvergleich in den einzelnen Berufssparten kann nur auf einer breiten Basis mit echter Kräfteaufteilung erfolgen.“

Bisherige Versuche, eine Aufhebung des Verbots zu erreichen, blieben erfolglos. Dazu noch einmal Kollege Haumann: „Die Folgen des Verbots sind noch nicht abzusehen. Es wäre schade um eine Einrichtung, die sich in den letzten Jahren als so wichtig und nicht selten entscheidend erwiesen hat, würde sie durch eine solche Verordnung in ihrer Entwicklung gehemmt. Schreibt ruhig, daß die Berufsschullehrer, mit denen wir gesprochen haben, genauso denken wie wir. Vergeßt das nicht!“ Was wir hiermit ja auch nicht getan haben.

Hans Plück

Fotos: Udo Hoffmann



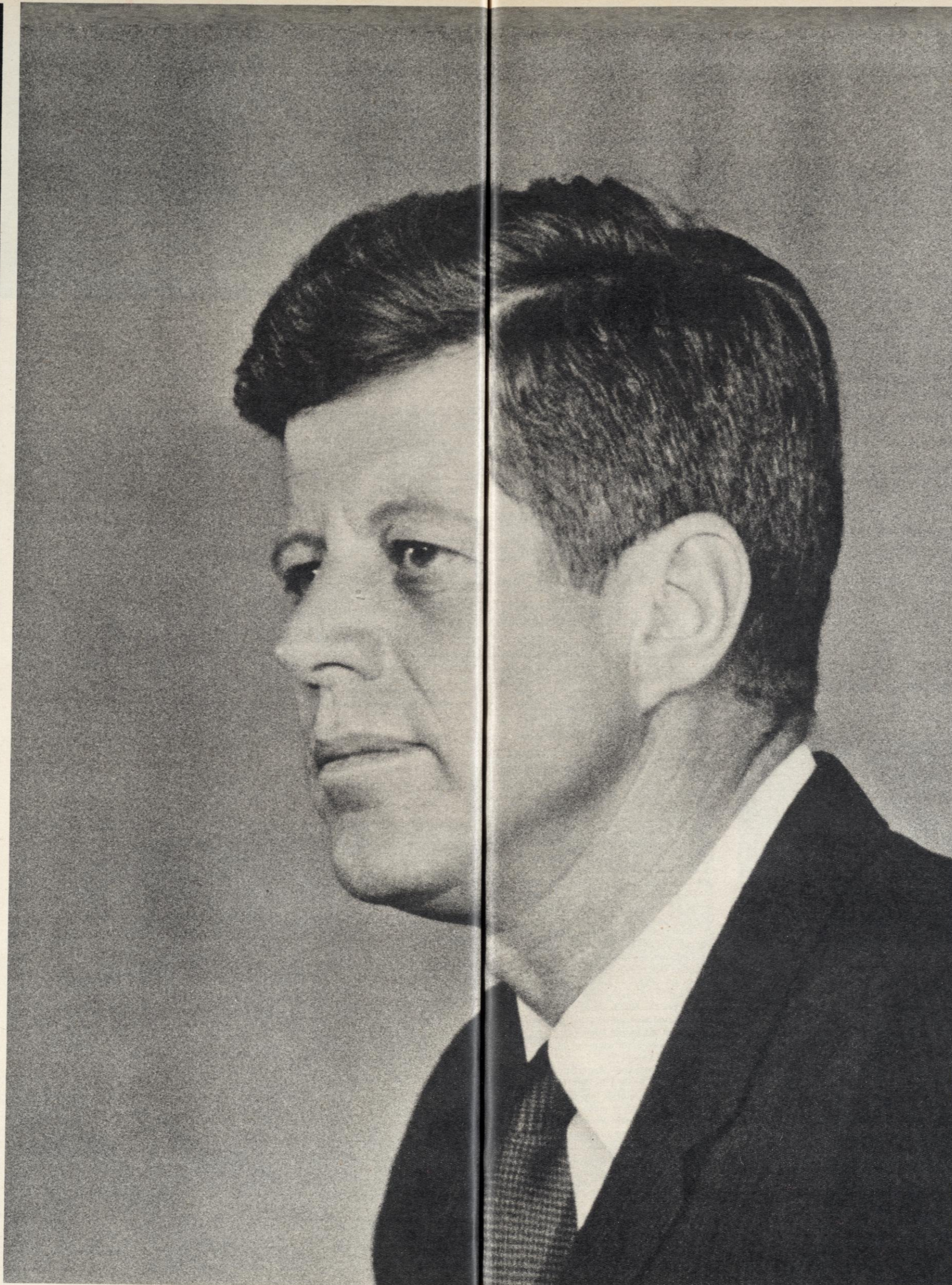
John Fitzgerald Kennedy

* 29. 5. 1917

† 22. 11. 1963

John Fitzgerald Kennedy ist gefallen an der ehrenvollen Front des Friedens, dem er mit seiner ganzen Kraft gedient hat. Um ihn trauert die Welt, trauern die Menschen aller Rassen und Bekenntnisse. Selten hat die Menschheitsgeschichte solche allgemeine Trauer um einen Menschen erlebt.

Gewissen, Geist und Tat hatten sich in Kennedy verbündet und gaben seinen Handlungen das Gepräge. So nur konnte er, als der Atomkrieg wegen Kuba drohte, diese Stunden der höchsten Gefahr für die Menschheit in ein Werk der Verständigung und des Friedens umwandeln: in das Atomtestabkommen. Kennedy glaubte an die Kraft vernünftiger Gedanken. Und so stand fortan - als eine Lehre der Ereignisse in Kuba - auf seinem und auf Chruschtschows Schreibtisch je ein Telefon, durch das die beiden mächtigsten Männer der Erde miteinander sprechen konnten, um Unheil zu verhüten. Der Zufall sollte nicht mehr über Krieg oder Frieden entscheiden.



John F. Kennedy vor dem Kongreß der Industriegewerkschaft
Bau - Steine - Erden — Foto: Joachim Diederichs

Weltfrieden als Grundlage einer vernünftigen und gerechten Entwicklung unserer Welt. Eine Welt frei von Angst und Armut und Unfreiheit. Das war ein Ziel, als dessen Wegbereiter er Amerika und sich ansah. So mußte er in Konflikt kommen mit den Rassenfanatikern in seinem eigenen Land. Er stellte sich auf die Seite der Entrechteten: auf die Seite der Neger. Sie sollten so frei sein wie alle anderen Amerikaner. Das verlangte sein Gefühl für Gerechtigkeit. Er nahm diesen Kampf auf und setzte die Machtmittel des Staates ein, um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Nun muß dieser Kampf ohne ihn weitergehen.

Kennedy hat den Beruf des Politikers wieder glaubwürdig gemacht. Er hat vielen Menschen die Angst genommen und Vertrauen gegeben. Nicht zuletzt den Menschen in Berlin.

Nur knapp drei Jahre konnte er sein hohes Amt ausüben, aber die Trauer der Welt an seinem Grabe bewies, was er bewirkte und welche großen Hoffnungen die Menschen in ihn setzten.

Dieser Mann war tapfer als Soldat im Kampf gegen den Faschismus, und er war tapfer als Zivillist im Kampf für den Weltfrieden, für die Freiheit und die Gerechtigkeit unter den Menschen unserer Erde. Nicht nur für junge Menschen war er ein Vorbild.

Zum deutsch-französischen Jugendamt

Ende Oktober fand in Paris die erste Sitzung des Verwaltungsrates des deutsch-französischen Jugendamtes statt, das im Rahmen des zwischen de Gaulle und Adenauer abgeschlossenen deutsch-französischen Vertrages geschaffen wurde.

Will man die Bedeutung dieses Jugendamtes einschätzen, so tut man gut daran, sich daran zu erinnern, daß diese Institution im Grunde bisher die einzige konkrete Realisation dieses Vertrages ist, der auf politischem Gebiet ja nur Formulierungen allgemeiner Natur enthält, die in diesem oder jenem Sinne ausgelegt werden können, und man ist sich inzwischen darüber klargeworden, daß sie häufig in Paris anders ausgelegt werden als in Bonn...

Wie stellen sich nun die Dinge in Paris dar? Festsustellen ist da zunächst, daß von amtlicher Seite große Hoffnungen in die Tätigkeit dieses Jugendamtes gesetzt werden. Im übrigen legt nicht nur das „offizielle“ Frankreich Wert auf engeren Kontakt zwischen der Jugend beider Länder, denn innerhalb der französischen Jugend wird besonders seit einiger Zeit Wert auf die Kenntnis des Nachbarlandes jenseits des Rheins gelegt, wovon die zahlreichen Reisen französischer Jugendlicher nach Deutschland zeugen.

Bleibt jedoch die Tatsache, daß bereits die Schaffung des Jugendamtes Anlaß zu einiger Kritik in Frankreich gegeben hat. Es ist seitens zahlreicher Jugendorganisationen insbesondere bemängelt worden, daß die französischen Vertreter im Verwaltungsrat von den Behörden ohne vorherige Konsultation der Jugendverbände bezeichnet wurden. Gewiß haben fast alle französischen Mitglieder des Verwal-

tungsrates diese oder jene Qualifikation aufzuweisen, um ihr Amt auszuüben – insbesondere die Kenntnis der deutschen Probleme – aber kaum einer dieser Vertreter kann von sich behaupten, daß er einen der repräsentativen französischen Jugendverbände vertritt, was natürlich die Aufgabe der französischen Vertreter nicht erleichtern wird.

Man wird sich darüber nicht wundern: Angesichts der autoritären Art und Weise, in der solche Probleme jetzt in Frankreich geregelt werden, war nicht damit zu rechnen, daß man den Auffassungen der Jugendorganisationen Rechnung tragen würde. Es kommt hinzu, daß die französische Regierung nicht die besten Beziehungen mit den Vertretern der Jugend unterhält. Es existiert keine eigentliche „gaulistische“ Jugendorganisation (alle Versuche, eine solche zu schaffen, sind gescheitert), und mit einigen der Jugendverbände steht die Regierung auf dem Kriegsfuß. So insbesondere mit dem 100000 Mitglieder zählenden Studentenverband, dem mehrmals die staatlichen Subventionen entzogen wurden, weil er allzu „subversiv“, das heißt anti-gaulistisch und demokratisch ist und die Regierung sehr heftig wegen ihres Versagens auf dem Gebiet des Schulwesens angreift.

Die französische Regierung hatte um so weniger Grund, die Jugendorganisationen bezüglich des deutsch-französischen Jugendamtes zu konsultieren, als die meisten von ihnen sich kürzlich aus eigener Initiative zu einer Aktion zusammengeschlossen haben, die recht bezeichnend ist: Der Studentenverband, die sozialistische Jugend, die kommunistische Jugend, die katholische Arbeiterjugend und eini-

ge andere Verbände – insgesamt über zehn Organisationen – haben den Beschluß gefaßt, eine Kampagne unter der Losung zu starten: „Keine französische Atombombe, aber mehr Mittel für die Schulen und Universitäten...“ Wenn man weiß, daß de Gaulle eben seine „Force de Frappe“, seine Atomstreitkraft, als das Kernstück seiner Außen- und Militärpolitik betrachtet, so wird man ermessen können, wie „intim“ die Beziehungen zwischen der Regierung und den Jugendverbänden sind...

Bleibt die praktische Tatsache, daß dieses Jugendamt sich vor allem mit dem Austausch zwischen Jugendlichen beider Länder befassen soll, was natürlich an sich zu begrüßen ist. Doch muß in diesem Zusammenhang vermerkt werden, daß der von deutscher Seite gekommene Vorschlag, diesem Austausch einen mehr europäischen als nur einen deutsch-französischen Charakter zu geben, in Paris mit etwas saurer Miene aufgenommen wurde. In einem gewissen Sinne soll, so wünscht Paris es, auch dieses Jugendamt Teil des politischen deutsch-französischen Vertrages, ein Mittel der Machtpolitik sein. Es bleibt deshalb zu wünschen, daß auf deutscher und französischer Seite die Jugendorganisationen ihr praktisches Gewicht geltend machen, um dieses Werk wenn irgend möglich mit einem positiven, völkerverbindenden Inhalt, abseits aller nationalistischen oder nur nationalen Ambitionen, zu verbinden.

G. S.

Von Gerd Angermann

Jede Geschichte hat zwei Seiten. Diese hier natürlich auch.

Die eine Seite hört sich wie ein Märchen an: Es war einmal ein kleiner Junge. Er lebte in der italienischen Ortschaft Riva Ligure, und sein größter Wunsch war ein Gummiboot. Er stellte es sich wunderschön vor, mit so einem Boot auf den Wellen zu schaukeln, Hansguckindie-luft zu spielen oder sich in die Rolle eines wilden Seeräubers hineinzuträumen. Aber sein Vater war zu arm, um ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Das wußte der kleine Junge, und weil er seinen Vater nicht traurig machen wollte, sagte er zu Hause kein Wort davon.

Dafür träumte er desto öfter von „seinem“ Boot: Wenn er am Strande spielte oder mit den nackten Füßen durch das flache Wasser der Bucht watete. Und eines Tages hatte er eine großartige Idee.

Er nahm einen Bleistift und ein Stück Papier und schrieb:

„Ich möchte gern ein Gummiboot haben. Ich heiße Lino Parodi, bin elf Jahre alt und wohne in Riva Ligure in der Provinz Imperia.“

Dieses Schreiben tat er in eine Flasche, verschloß sie sorgfältig und warf sie ins Meer. Nicht umsonst hatte er die Bildergeschichten von Piraten und Flibustierkapitänen verschlungen, die dem Meer eine Flaschenpost anvertrauen und auf diesem Weg die Nachricht von Kampf und Untergang ihrer Fregatte an ferne Gestade spülen lassen.

Der kleine Lino Parodi hatte Glück. Schon nach zwei Monaten brachte ihm der Postbote einen Brief mit einer französischen Marke. Freundliche Nachbarn übersetzten die Botschaft:

„Mein lieber junger Freund, als ich heute in Port-Saint-Louis längs des Strandes spazierenging, fand ich die Flasche mit Deiner Botschaft. Bitte, schreibe mir, damit wir uns näher kennenlernen. Ich bin Vater eines zweijährigen Mädchens und wohne in einem von Touristen viel besuchten Ort, wo ich ein Gasthaus besitze. Morel Roger, Les Baux-en-Provence.“

Die Meeresströmung hatte die Flaschenpost einige hundert Kilometer weit bis in die Nähe der Rhonemündung gespült und sie dort einem freundlichen Mann vor die Füße gelegt, der alsbald in sein Portemonnaie griff, um dem Buben in Riva Ligure dessen Herzenswunsch zu erfüllen. Sicher hat er inzwischen sein Gummiboot und paddelt damit herum, bald Hansguckindie-luft und bald wilder Pirat, so wie er es sich immer erträumt hat.

Und nun frage ich mich: Was wäre wohl geschehen, wenn jener freundliche Monsieur Roger aus Baux-en-Provence zufällig ein paar Urlaubstage in Riva Ligure verbracht hätte und der kleine Lino Parodi ihm seinen Herzenswunsch persönlich vorgetragen hätte?

Ich stelle mir das etwa so vor: Monsieur Roger geht am Strand spazieren. Da kommt ein elfjähriger Junge gelaufen, schwarze Augen und Struwelhaar, er nimmt den Ur-lauber bei der Hand, deutet auf die bunten Gummiboote auf dem Wasser und sagt, vertrauensvoll wie Kinder eben sind:

„So ein Gummiboot wünsche ich mir. Kaufst du mir eins, Onkel?“

Was nun tut Monsieur Roger? Er lächelt milde und amüsiert. Er streicht dem Buben durchs Haar, und dann gibt er ihm gute Ratschläge, wie man so einen Wunsch in möglichst geschickter Weise dem Weihnachtsmann oder dem Osterhasen zur Kenntnis bringt, da bei diesen beiden Stellen die Aussicht auf Erfüllung erfahrungsgemäß noch am größten ist. Daß Monsieur Roger unter den gegebenen Umständen spontan ins Portemonnaie greifen würde, glaube ich eigentlich nicht.

Sie etwa? Na eben. Gelangte der Wunsch allerdings per Flaschenpost an Sie, dann würden Sie wahrscheinlich ganz genauso handeln, wie Monsieur Morel Roger aus Les Baux-en-Provence gehandelt hat.

10. Geburtstag der Jugendgruppe „Hans Böckler“



Wenn man, wie die Essener „IGM-Jugendgruppe Hans Böckler“, nun schon zehn Jahre erfolgreiche Jugendarbeit betreibt, so ist das Grund genug, einmal halt zu machen und einen Blick zurück in Stolz und Freude zu tun. 1953 Gründung auf Beschluß des IGM-Vorstandes, die Betriebsjugendgruppen aufzulösen und Stadtteiljugendgruppen zu bilden. Mit einer Großveranstaltung im Januar 1955 trat die Gruppe zum erstenmal an die Öffentlichkeit. In der nun folgenden Zeit machte sie immer mehr von sich reden. Bei Jugendvertreterwahlen und im Ortsjugendausschuß setzten sich die Gruppenmitglieder entscheidend durch. Mit schwedischen Kollegen wurde ein Jugendaustausch durchgeführt. Nach Kontaktaufnahme mit jugoslawischen Gewerkschaften verbrachten die Gruppenmitglieder einen gemeinsamen Urlaub in Jugoslawien. Immer mehr trat die politische Bildung in den Vordergrund der Gruppenarbeit. Vertreter der Parteien, der Kirche und des öffentlichen Lebens wurden zu Vorträgen und Diskussionen eingeladen. Leseabende gegen

den Krieg fanden statt. In jedem Jahr wurden Weihnachtsfeiern für Bedürftige veranstaltet. Spendenaktionen wurden durchgeführt: für das „Rote Kreuz“, für streikende Kollegen, für notleidende Algerier.

Schon bald mußte die Gruppe wegen zu hoher Besucherzahlen in zwei Hälften aufgeteilt werden, in eine für Jüngere und eine für Ältere. Die Gruppe stellte viele Teilnehmer an Schulungen und Seminaren auf Bundesebene, gründete eine Volkstanzgruppe und rief eine Fußball- und Tischtennismannschaft ins Leben.

1958 erhielt sie den Ehrennamen Hans Böckler. Es wäre noch viel zu sagen: von Informations- und Urlaubsreisen ins Ausland, von Großveranstaltungen, Werbeabenden, Quiz- und Tanzturnieren. Für die Gründlichkeit und den Ernst, mit denen in der „Hans-Böckler-Jugendgruppe“ gearbeitet wurde und wird, mag hier nur einmal die Tatsache stehen, daß bisher vier ehemalige Gruppenleiter Anstellungen als Gewerkschaftssekretäre erhielten. Auf einem bunten Abend anläßlich des zehnjährigen Be-

stehens sprach Günter Stephan, Mitglied des geschäftsführenden DGB-Bundesvorstandes. Er würdigte die Bedeutung der Arbeit in den Jugendgruppen und stellte noch einmal heraus, daß gerade in der Gruppe der junge Mensch mit den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Problemen seines Landes vertraut gemacht und zu einem verantwortlichen und selbstbewußten Staatsbürger geformt werde. Wörtlich sagte Stephan weiter: „Das Fundament der Zukunft wird schon heute gelegt.“

Deshalb soll die Jugend ihre Stimme erheben. Sie soll mitbauen an dem Haus, in dem sie noch lange leben wird.“ „Daß die Gruppe im Geiste Hans Böcklers sich weiterhin für die Verbreitung gewerkschaftlicher Arbeit einsetzen möge, ist unser Wunsch“, steht auf der Urkunde, die Kollege Stephan anschließend im Namen des Bundesvorstandes überreichte. Eine verdiente Auszeichnung für eine Gruppe, die auch in den letzten Jahren trotz mächtiger äußerer Einflüsse eine festgefügte Gemeinschaft blieb.

Von Hermann Kesten

Wehmütiger Lebensgang von Dichtern: Hundertmal gerettet, um vorzeitig unterzugehen. In den Untergang gejagt, um für hellere Jahrhunderte aufzugehen.

Toller schrieb 1933: „Eine jüdische Mutter hat mich geboren, Deutschland hat mich genährt, Europa mich gebildet, meine Heimat ist die Erde, die Welt ist mein Vaterland.“

Der Staatsanwalt vom Standgericht München schrieb am 13. Mai 1919: „Er ist geboren am 1. Dezember 1893 in Samotschin in Posen, als Sohn der Kaufmannslehuleute Max und Ida Toller, geb. Kohn. Er... hat große braune Augen, scharfen Blick, schließt beim Nachdenken die Augen... spricht schriftdeutsch. Für seine Ergreifung... ist eine Belohnung von 10000 Mark ausgesetzt.“

1919, 1933, 1939 machten Epoche für Deutschland und für Toller. 1919 geht der verurteilte „Rote König von Bayern“ mit 25 Jahren in ein Zuchthaus, das er mit 30 Jahren als weltberühmter Dramatiker verläßt.

1933 geht er, noch nicht 40, ins Exil. 1939, wenige Monate vor dem zweiten Weltkrieg, geht er in New York, mit der Schiffskarte nach London in der Tasche, „freiwillig“ in den Tod, erst 45 Jahre alt. Er hatte es satt, ein Prediger in der Wüste zu sein. Er endet wie gewisse seiner Helden. „Wir sind alle dazu verdammt, uns selber zu verurteilen“, sagt Eugen Hinkemann. „Jede Nacht kann die große Flut kommen und die Erde verschlingen.“

In seiner Autobiographie „Eine Jugend in Deutschland“, die Toller mit seinem dramatischen Sinn für Aktschlüsse 1933 veröffentlichte, erzählt er, wie er noch im Kinderkleidchen bei einem kleinen Mädchen stand, dem das Kindermädchen zurief: „Bleib da nicht stehen, das ist ein Jude.“

Seine zweite Kindheitserinnerung gilt seinem Freunde Stanislaus. „Der Sohn des Nachtwächters ist mein Freund. Wenn die andern ‚Polack‘ schreien, schreie ich auch ‚Polack‘, er ist trotzdem mein Freund. Die Polacken hasen die Deutschen, ich weiß es von Stanislaus.“

Für den närrischen Armenhändler Julius, den man zum Spaß umgebracht hat, schrieb der Gymnasiast Toller seinen ersten Artikel, seinen ersten Protest gegen die allgemeine Fühllosigkeit, und geriet in seinen ersten Konflikt mit den Behörden.

Epigrammatisch lauten die Kapitelüberschriften seiner Autobiographie, die mit seinem dreißigsten Jahre abschließt: Kindheit. Student in Frankreich. Kriegsfreiwilliger. Die Front. Ich will den Krieg vergessen. Auflehnung. Streik. Militärgefängnis. Irrenhaus. Revolution. Bayerische Räterepublik. Flucht und Verhaftung. Eine Zelle, ein Hof, eine Mauer. Standgericht. Fünf Jahre Festung.

Es ist der Weg eines deutschen Poeten, der das zarte, sanfte, in 27 Sprachen gedruckte „Schwalbenbuch“ geschrieben hat. Es ist der Weg eines zärtlich melancholischen Jünglings, den das Erschrecken vor den „unnötigen Opfern“ der schlecht eingerichteten Gesellschaft mit ihren bösen Folgen, Krieg, Armut, Tyrannei zum Revolutionär gemacht hatte.

„Der Krieg“, schreibt Toller, „ließ mich zum Kriegsgegner werden, ich hatte erkannt, daß der Krieg – die Schande unseres Jahrhunderts ist... Wer die Wahrheit erkannt hat, muß in seinem Land beginnen.“

„Eher aus Zufall denn aus Notwendigkeit war ich in die Reihe der streikenden Arbeiter geraten; was mich anzog, war ihr Kampf gegen den Krieg, jetzt erst werde ich Sozialist, der Blick schärft sich für die... fürchterliche Lüge des Gesetzes, das allen erlaubt zu verhungern...“

„Ich haßte die Gewalt“ (schreibt Toller) „und hatte mir geschworen, Gewalt eher zu leiden, als zu tun. Dürfte ich jetzt, da die Revolution angegriffen war, diesen Schwur brechen? Ich mußte es tun... Wer heute politisch kämpfen will, muß wissen... daß ihm oft Art der Wehr und Gegenwehr aufgezwungen werden...“

Aus Begeisterung ward der Grenobler Student Toller 1914 ein Kriegsfreiwilliger. 1917 hatte er kriegsuntauglich das Feld verlassen. Er hatte in München und Heidelberg studiert, war Rainer Maria Rilke begegnet, hatte Richard Dehmel und Thomas Mann seine Gedichte vorgeslesen, hatte 1917, mitten im Krieg, sein erstes Stück „Die Wandlung“ geschrieben und mit anderen Heidelberger Studenten einen Kampfbund für Völkerfrieden und zur Abschaffung



Ernst Toller

der Armut gegründet. Der Bund wurde von der Obersten Heeresleitung verboten. Vor der Verhaftung war Toller nach Berlin geflohen. Dort hatte er den Arbeiterführer Kurt Eisner getroffen, war ihm nach München gefolgt und zum Streikführer geworden. Er wurde verhaftet, kam ins Militärgefängnis, ins Irrenhaus zur Untersuchung.

Aus Begeisterung kam er 1918 zur Novemberrevolution. Im April 1919 wurde Toller in der bayerischen Räterepublik der erste Vorsitzende des „Zentralrats der bayerischen Arbeiter, Bauern und Soldatenräte“. Der Zufall machte den Studenten der Philosophie zum „Roten General“ und zum „Sieger von Dachau“ in der Schlacht zwischen den Münchner Arbeitern und der Reichswehr. Nach dem Zusammenbruch der bayerischen Räterepublik versteckte er sich, färbte sich die Haare, ein Kopflohn von 10000 Mark reizte Denunzianten, mordlustige Reaktionäre jagten ihn, die Polizei findet ihn, er kommt in die „Todeszelle“, aus dem man schon einen anderen Führer der Räterepublik, Leviné, zur Erschießung geholt hat. Toller kommt vor ein Sondergericht, das trotz aller Feindseligkeit, ihm kein unedles Motiv zubilligen kann und anerkennt, daß Toller unschuldig an den Geiselmorden war und alles getan hatte, um Opfer zu verhindern. Das Sondergericht schickt Toller für fünf Jahre in ein

„Festungshaft“ genanntes Zuchthaus, Niederschönenfeld.

Nachdem Toller ein halbes Jahr dort gelitten hatte, will ihn der bayerische Justizminister durch Gnadenakt entlassen, da 100 Berliner Aufführungen von Tollers Drama „Die Wandlung“ Lärm machen. Toller lehnt es ab, allein und aus literarischen Gründen begnadigt zu werden. Er will sein und seiner Haftgefährten Recht, nicht Gnade. So sitzt er seine vollen fünf Jahre ab (minus einen Tag). In diesen fünf schrecklichen Jahren unterläßt er einen Fluchtversuch, der das Leben eines Wächters hätte gefährden können. Auf Festung schreibt Toller seine Stücke „Masse Mensch“ (1919), „Die Maschinenstürmer“ (1922), „Hinkemann“ (1922).

Georg Kaiser hatte dem Gustav-Kiepenheuer-Verlag Tollers Stücke empfohlen, sie hatten Erfolg wie Schillers „Räuber“.

In Tollers Zelle hatte sich zu seiner Freude ein Schwalbenpärchen eingestiet. Der Zuchthausdirektor ließ das Nest der Schwalben vernichten, und als die Schwalben aufs neue nisteten, das neue Nest und das dritte, bis die Schwäbin starb. Diesen Schwalbenkrieg besang Tollers „Schwalbenbuch“.

Als Toller freikam, dreißigjährig und schon grauhaarig und mit einem legitimen Weltruhm, waren er und die Welt gründlich verwandelt. Er enttäuschte und wurde enttäuscht. Er kam 1923 in den deutschen Inflationswirbel. Aber bald hatte die Weimarer Republik ihre ruhigen Jahre. Von der linken Revolution spürtest du kaum einen Hauch. Hitlers rechte Revolution sah nach dem mißglückten Münchner Putsch wie ein Lokaleignis in der bayerischen Provinz aus. Toller war kein Revolutionär mehr. Er war ein Sozialist nicht aus Theorie, nur aus Gefühl, ein Volksfreund, aber berühmt als revolutionärer Barrikadenheld und Dichter des Weltproletariats.

Er hatte noch die alten Ideale und die frische Liebe, aber nicht mehr Glaube und Hoffnung. Inmitten einer ernüchterten Gesellschaft stand er zwischen erbitterten Defaitisten und konspiratorischen Attentätern. Er war ein besiegter Revolutionär. Die reaktionäre und rebellische Rechte verfolgte ihn mit ihrem Haß. Die Parteimitglieder der linken Revolution warfen ihm vor, mitten im Kampf habe er nicht schießen lassen. Die deutsche Demokratie fütterte ihre Feinde; sie war sozial anständig, aber hoffnungslos. Toller machte aus seiner Enttäuschung das Stück „Hoppla wir leben“. Toller sah die Barbarei heraufkommen und schrieb 1923 die Komödie „Der entfesselte Wotan“. Ein glänzender Volksredner, redete er und schrieb er Pamphlete, in Zeitungen, Büchern und fürs Theater. Er reiste ins neue Rußland und ins neue Amerika. Schon war die deutsche Revolution historisch, Toller machte 1931 aus der Kieler Matrosenrevolte sein Drama „Feuer aus den Kesseln“. Ein Opfer falscher Justiz, schrieb er 1932 sein Justizstück „Die blinde Göttin“. Er erlebte schärfer und bitterer als die meisten den Weg Deutschlands zur Barbarei. Er warnte und prophezeite.

Wie seine politische Situation war seine literarische Stellung zwiespältig. Ein visionärer Rationalist, hinreißender Rhetoriker und nüchtern sparsamer Prosaist, poetisch durch die Aufrichtigkeit des Gefühls und der Vision und die magere Reinheit der Sprache und der Anschauung, ein geborener Theatraliker und wirkungssicherer Szeniker, war er der legitime Erbe der rationalen deutschen Dramatikerschule, der Lessing und Schiller, mit ihren großen fühlenden Herzen, mit ihrem spinozistischen und kantianischen Moralpathos. Er hat das Theater wieder zur „moralischen Schaubühne“ gemacht, das Ideendrama erneuert, das Massendrama neu geschaffen. Ernst Toller – und nicht Gerhart Hauptmann – war der deutsche Dramatiker des Sozialismus.

Weißt Du, wie eine Schwalbe fliegt?

Ich sah
Im Kriege Gefangene wandern
Durch klagende Täler zerschossener
Dörfer.
Den Reihen der Gaffenden
Entkrümmte sich
Ein Weib.
Hände gekrampft lösten sich,
Stiegen steil in Äther schwärzlichen
Himmels,
Stiegen! Stiegen!
Schwebten!
Jauchzten!
Und einer Stimme seraphischer Jubel:
André!!!

Aber es war nicht wie der Flug einer
Schwalbe.

Ich sah
Im Gefängnis gefesselte Menschen
Schlafend...
Träumend...
O Antlitz sternenstrahlend!
Gefesselte Menschen
Träumend!
Du seliger Sieger Traum!!!

Aber es war nicht wie der Flug einer
Schwalbe.

Der Schwalbe Flug – wie Unnennbares
nennen?
Der Schwalbe Flug – wie Unbildbares
bilden?
Lebte ein Gott,
Sein Zorn:
Der Schwalbe schnellendes Pfeilen,
Sein Lächeln:
Der Schwalbe innigweises Spiel,
Seine Liebe:
Der Schwalbe trunknes
Sichverschenken.

Europa preist seine Aeroplane,
Ich aber, ich Nummer 44,
Will mit den schweigenden Akkorden
meines Herzens
Den Flug der Schwalbe preisen.
Wer preist mit mir den Flug der Schwalbe?
Alle lade ich ein!
Wer kommt?

Ein ältliches Mädchen.
Ein buckliges Kind.
Ein Narr.

O lächerliche Trinität menschlicher Güte!

Wir preisen! Amen.
Wir singen! Amen.
Wir beten an! Amen.

Wir preisen den Flug der Schwalbe,
Aber so heißt ihres Fluges Offenbarung:

Das Tier ist heiliger als der Mensch.
Amen.
Die Blume heiliger als das Tier. Amen.
Erde heiliger als die Blume. Amen.
Aber am heiligsten der Stein.
Sela. Sela. Sela.

Diesen Auszug entnehmen wir dem Buch
„Ernst Toller – Prosa, Briefe, Dramen,
Gedichte“, das in der Reihe „Rowohlt
Paperback“ zum Preise von DM 10,80 er-
schien. Kurt Hiller, der das kostbare Buch
herausgegeben hat, faßte die wichtigsten
Arbeiten des Autors hier zusammen.

Ziellos streunen sie umher ...

Zehntausend Streuerinnen auf den Straßen der Bundesrepublik
Nur ein Bruchteil findet nach Hause
Aufsehenerregende polizeiliche Schätzungen sprechen von rund zehntausend minderjährigen Streuerinnen, die in der Bundesrepublik unterwegs sind. Durchschnittlich dreißig verlassen täglich ihre Familie.
Nur ein Bruchteil von ihnen findet im Herbst zurück. – Nur ein Teil wird den Winter über seßhaft und nimmt irgendwo eine Arbeit an. Die meisten vertreibt auch die kalte Jahreszeit nicht von der Straße.

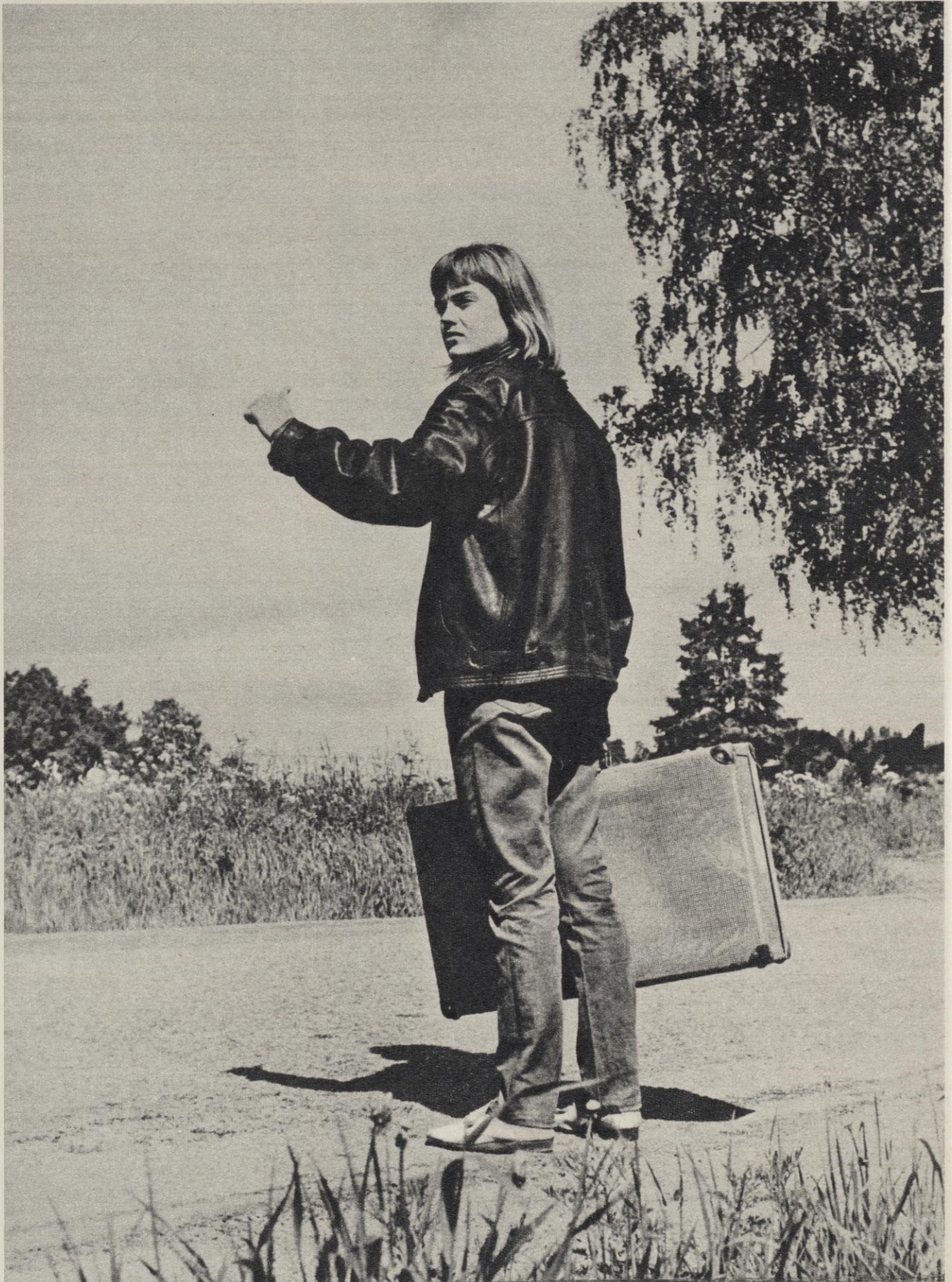


Stewart Miller, Sergeant der US-Army in München, wollte seinen Augen nicht trauen. Als UvD. auf nächtlicher Runde durch die Pionierkaserne, hatte er verdächtige Geräusche gehört. In einer Mannschaftsstube mußte jemand sein, der nicht dorthin gehörte. Doch die Männer schnarchten friedlich in ihren Schlafsäcken. Einen davon zog er auf – er kam ihm verdächtig vor. Als der Reißverschluß auseinanderklaffte, rollte ein Mädchen heraus. Splitternackt. Eine Sechzehnjährige!

Sergeant Miller brachte seinen Fund zur Polizei. Seit Wochen, stellte man fest, hatte sich das Mädchel nachts von US-Soldaten mitnehmen lassen. „Was hätte ich sonst tun sollen?“ fragte die Obdachlose. „Es war doch schon so kalt!“ Ihr fehlte das Dach über dem Kopf. Um ein Nachtquartier zu haben, ließ sie sich mitnehmen.

Zehntausend solcher jugendlichen Vagantinnen schätzen polizeiliche Fachleute in der Bundesrepublik. Jeden Tag kommen durchschnittlich dreißig dazu. Lauter Ausreißerinnen, die von der großen Unruhe befallen sind, die wie eine Krankheit unter den Teenagern wütet.

Immer mehr schütteln Arbeit und Elternhaus ab, als wären es lästige Übel. Sie lechzen nach „Freiheit“. Und meinen damit die ziellose Flucht vor sich selbst. Das Runtreiben wird zum Ideal.



D
u
e
B
n
b
L
s
E
e

D
e
V
s
a
H
s
v

I
c
s
r
f
s
v

„Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze . . .“
„Wir sind süß, aber doof!“

(Miß-Memoiren)

Da ist beispielsweise Irene St., fünfzehn und vor einigen Monaten noch Lehrling in einem der großen Kaufhäuser der Stadt. Ein intelligentes, aufgewecktes Mädchen mit viel Charme. Aber auch voller Lebenshunger. Eine von denen, die die Lebensuhr vorstellen möchten. Fertigsein mit der Lehre, hinaus aus dem Einerlei, hinein in die große Welt und sie erleben – so träumte Irene.

Doch das Wunder blieb aus. Niemand entdeckte sie. Keiner wollte sie aus dem Warenhausalltag erlösen. Schließlich tat sie es selbst. An einem Spätsommerabend kam sie nicht mehr heim. Jetzt gehört Irene zu der Armee der Zehntausend, deren Lebensinhalt es ist, unterwegs zu sein.

Die verzweifelten Eltern wandten sich an die Presse. „Komm zurück“, inserierten sie, „wir werden dir keine Vorwürfe machen. Niemals werden wir die vielen schlaflosen Nächte erwähnen, die du uns bereitest!“

Ob sich Irene davon rühren läßt? Kaum. Wahrscheinlich ist sie längst in Frankfurt, in Düsseldorf oder Hamburg. Oder in Rom, das Süße Leben der Via Veneto zu suchen, von dem sie so viel gelesen hat.

Vielleicht ist sie auch nach Paris gefahren. Es ist ja so leicht, tausend Kilometer zwischen sich und die Eltern zu legen. Man winkt ein wenig – schon findet sich der Chauffeur. Und wenn man nur etwas nett ist, dann zahlt er auch das Essen unterwegs und noch einiges dazu.

* * *

Wo sie hinwollen? In irgendeine Großstadt, deren Name interessant klingt. Oder auch nur dorthin, wo der schicke Wagen zu Hause ist, der sie gerade mitnimmt. Sie kommen aus allen sozialen Schichten und haben doch eines gemeinsam: die Ziellosigkeit.

Per Anhalter reisen sie von Ort zu Ort. Manche sind schon seit Jahren unterwegs. Wenn die Eltern hören, sie seien irgendwo gesehen worden, sind sie längst woanders. In einer anderen Stadt, in einem anderen Land . . .

Manche erreichen die letzte Stufe landstreicherischer Verkommenheit. Wie etwa jene Räuberbräute, denen man demnächst in München den Prozeß macht. Zwei Neunzehnjährige, seit Jahren obdachlos, paßten in Vorstadtkneipen auf Männer mit praller Lohntüte. Zeigten sich diese einem Schäferstündchen geneigt, warteten in den Anlagen schon die räuberischen Kumpane. Ebenfalls junge Stromer. Ebenfalls seit Jahren ohne festen Wohnsitz.

Hunderte solcher gemischter Gruppen ziehen umher. Gelegentlich arbeiten die Jungen als Schaukelburschen auf einem Volksfest, oder sie schleppen Kisten in einer Markthalle – oder sie drehen ein Ding, wenn sich die Gelegenheit bietet.

In Düsseldorf steht in Kürze Roswitha K. vor der Jugendkammer. Mordversuch! Die fünfzehnjährige Herumtreiberin schlug dem alten Mann, den sie ins Hotel begleitete, eine Sektflasche über den Schädel. Fünfhundert Mark, die sie bei ihm sah, waren das Tatmotiv der jungen Obdachlosen.

In Hamburg verhaftete man einen Mann, der jahrelang als Anlaufstelle für entwichene Fürsorgezöglinge galt. Aus Heimen und Anstalten Fortgelaufene stellen einen besonders hohen Prozentsatz der jugendlichen Vagabundinnen. Verständlich, denn sie können selbst dann nicht nach Hause, wenn sie es wollten: die Polizei wartet auf sie.

Auch wenn die flüchtigen Zöglinge eine Arbeit annehmen und sich anmelden, müssen sie fürchten, gefaßt zu werden. Lieber blieben sie auf der Achse. Ihre Hoffnung ist der 21. Geburtstag, nach dem die Behörde keine Gewalt mehr über sie hat.

* * *

Diesen auf der untersten Stufe menschlicher Existenz angelangten Stadtstreicherinnen stehen die Streunerinnen in Samt und Seide gegenüber. Die mit Lederkoffer und Pelzmantel unterwegs sind zwischen Düsseldorf und Rom, Hamburg und Berlin.

Sie sind gewohnt, in Luxusrestaurants zu speisen und wissen sich dort zu benehmen. Den Sommer haben sie auf Sylt verbracht oder an der Côte d'Azur. Und sie besitzen eine reelle Chance, im Frühling auf Teneriffa zu baden!

Das elegante Unterwegssein ist ihr Alltag, die Hoffnung auf einen gutaussehenden und zahlungskräftigen Begleiter ihr Lebensinhalt. Manche stammen aus guten Familien, andere wurden als Freundinnen in die Welt des Luxus eingeführt. Alle haben Ansprüche an das Leben, die sie auf normale Weise nicht erfüllen können.

Eine solche Luxus-Streunerin ist Gisela M., ehemalige Stenotypistin, aus einer Hamburger Beamtenfamilie stammend. Nach einem Krach mit dem Vater ließ sich die Neunzehnjährige in die Frankfurter Filiale ihrer Firma versetzen. Die Eltern, die noch vier jüngere Kinder zu betreuen haben, duldeten es. Schließlich waren sie froh, vom ewigen Ärger mit der störrischen Ältesten erlöst zu sein.

So kommt es, daß Gisela in keiner Vermißkartei geführt wird und in keinem Fahndungsblatt registriert ist. Auch nicht, nachdem sie ihren Arbeitsplatz nach selbst genehmigtem Urlaub aufgab und sich „auf Reisen“ abmeldete.

Damals folgte sie einem jungen Perser, der sie angeblich seinen Eltern vorstellen wollte. Enttäuscht kehrte sie zurück. Unterwegs war sie die Urlaubsbegleitung einer Reisebekanntschaft. Dann fand sie Anschluß an einen „Set“: eine Gruppe

junger Playboys mit Sportwagen und Appartements, bei denen sie von Hand zu Hand wanderte.

* * *

Gisela lebt dem Tag und ist zufrieden mit dem, was er bringt. Einmal hat sie Ärger mit der Polizei gehabt. Nach einer Razzia, in die sie geriet, wurde sie auf einen Unterkommensauftrag verpflichtet. Binnen befristeter Zeit hatte sie einen festen Wohnsitz und Arbeit nachzuweisen, anderenfalls wäre sie wegen Landstreicherei belangt worden.

Die Neunzehnjährige löste das Problem auf ihre Weise: Ein paar Monate stand sie hinter der Theke einer Bierbar. Auch das gilt als Arbeit. Dann sagte ihr ein Gast, in seinem Wagen sei noch ein Platz frei, sie könne mit nach Italien. Und wieder meldete sie sich ab – „auf Reisen“.

Seit dieser Erfahrung hütet sich das Mädchen, als Obdachlose aufzufallen. Da die Eltern sie nicht suchen lassen, kann ihr nur der § 361 des Strafgesetzbuches gefährlich werden, wonach bestraft wird, wer „als Landstreicher herumzieht“.

Das tue ich nicht, sagt Gisela. Lieber fragt sie den Nächstenbesten, der sie zu einem Whisky einlädt: Hätten Sie vielleicht heute nacht ein Bett für mich?

Was soll aus Gisela werden? Was aus den vielen anderen, die nicht mehr wissen, was ein fester Wohnsitz, eine geordnete Arbeit, ein normales Leben ist? Jede achte ist geschlechtskrank, sagt die Statistik. Jede dritte gilt als Alkoholikerin. Trinken sie, um dieses Dasein zu ertragen?

Wenn die Psychosen der Reifezeit abklingen, findet eine Minderheit in die Ordnung zurück. Die anderen aber? Das neue Sozialhilfegesetz schuf Möglichkeiten des Eingreifens. Dennoch bleiben den Behörden vielfach die Hände gebunden. Gisela und die Ihren sind überall und nirgends. Den Maßnahmen der Länder fehlt die Koordinierung. Und die Heime, welche die Unsteten aufnehmen sollten, leiden unter hoffnungsloser Überfüllung. Für ältere Mädchen fehlen sie vielfach ganz.

Doch selbst wenn sie untergebracht werden können: wer will sie halten? Spätestens im Frühjahr sind die Ausreißerinnen wieder unterwegs.

Irgendwohin – nur nicht nach Hause!

W.

Foto: Columbia-Bavaria

Tusch. Der Conférencier plätschert müde Pointen in die illustre Versammlung, die sich um den Laufsteg niedergelassen hat und beiläufig applaudiert, weil sie weiß, daß bessere Dinge ihrer harren. Und dann kommen sie. Sie, das sind die Tipp-Mamsells, Verkäuferinnen, Näherinnen, Studentinnen, die Stiefkinder des Alltags und der „großen Welt“. Die Fräulein Meier, Huber, Groß und Klein. Die ihre Natürlichkeit und Schönheit längst ihrem „Typ“ geopfert haben, als da sind die Pseudo-Marylins, Lollo-Doubles, die Beinahe-Sofias und die Brischit-Plagiate. Jetzt aber sind sie nur noch Lampenfieber und Nummern, die sie auf Pappe vor sich hertragen. Und natürlich Anwärterinnen auf den Titel, der irgendeinem geschäftstüchtigen, smarten Reklametrommler einfiel. Diese Galerie der Miß-Namen, die von Miß Universum, Miß Welt, Miß Europa, Miß Vaterland über Miß Strumpf, Miß Sekt, Miß Ein-, An- und Verkauf bis zu Miß Seerose, Miß Wassermelone und Miß Gelberübe reicht, ist ja unerschöpflich. Im Abendkleid und im Bikini traben sie nacheinander über den Laufsteg, lächeln krampfhaft tapfer in das Meer der Smokings und der teigigen, faunischen Gesichter, die sich heute zu Fleischbeschauern erniedrigt haben. Daß Hansi schön ist, hat ihr Paul auch gesagt, das müßte eigentlich genügen. Tut es aber nicht. Denn sie will es anders hören. Wie?

Das ist ihr selbst nicht ganz klar. Aber Fotos in Illustrierten, Film, Nerz, Cadillac klingt schon besser. Größer. „Große Welt!“ Schade. Bald sind wir soweit. Die Stimmung in der Arena steigt. Die drei ersten, besten, schönsten aus der langen Reihe hat die Volksjury schon erkoren. Tränen bei den anderen. Einer platzen vor Enttäuschung die Träger. Fotografen vor! Blitzlichter. Sensationen. Übriggeblieben sind die Nummern 4, 7, 13. Engere Wahl. Der Conférencier: „Nurnocheinige Fragen, meine Damen . . .“ „Fräulein Hansi, ja, mit der Nummer 13! Wann sind Sie geboren?“ – „Ja! Ach so!“ – Conférencier: „Ausgezeichnet! Noch sehr jung also. Wer ist der größte lebende Deutsche?“ – „Fritz Walter!“ – „Wunderbar, ganz wunderbar, sagen Sie mir noch schnell, wo liegt Tibet?“ – „Hinter, hinter Amerika . . . südlich.“ – Tusch.

Conférencier: „Meine Damen, meine Herren, zur neuen Miß Pläsier wurde die Nummer 13 gewählt, sie brachte Fräulein Hansi aber kein Unglück, sondern einen Sportwagen und einen Geschenkkorb!“ (Ungesagt: Sportwagen für die Figur, den Korb als Trostpreis!) Tusch. – Die dicken Direktoren reiben sich die Hände. „Prima Reklame! Toller Umsatz! Mal so 'ne Kleine für'n Abend einladen. Zum Trost!“

Das war also der Rummel. Die kleinen Statisten sind abgetreten. Lichter aus! Ein Alltagsereignis. Miß-Wahl mit Miß-Ton und als Clou den Miß-Griff. Ob Hansi nun zufrieden ist? Und Pauls neue Liebe wird wohl der Sportwagen sein!

Helmut Diem

Sophia kam zu mir

Von Philipp Wiebe

Es war eine verrückte Idee gewesen, allein nach Rom zu fahren; ich hätte Dagmar oder Ruth mitnehmen sollen. Ruth wäre bestimmt mitgefahren, wenn ich sie dazu aufgefordert hätte. Aber ich hatte das Bedürfnis gehabt, allein durch Rom zu schlendern, wollte mich nicht mit Aufmerksamkeiten, die ein so verwöhntes Mädchen wie Ruth fordern würde, belasten.

Und nun saß ich in einer neonbeleuchteten Trattoria, nicht weit vom Kolosseum entfernt, saß da an einem fleckigen Holztisch, trank Frascati, das dritte „un quarto“, und stellte mir vor, wie zufrieden ich sein könnte, wenn Dagmar mitgekommen wäre. Dagmar war anders als Ruth, nicht sehr verwöhnt, lange nicht so hübsch, eher herb, dafür jedoch witzig und voller Phantasie.

Wie ich es mir gewünscht hatte, war ich jetzt allein, und ich wartete darauf, ob ich den Reiz des Alleinseins verspüren würde. Bisher schien es nicht so, als wolle sich dieser erhoffte Reiz entfalten.

An den Nebentischen redeten und gestikulierten die einheimischen Gäste, als gelte es, mir, dem Fremden, italienisches Temperament zu demonstrieren. An dem Tisch, der mir am nächsten stand, sprachen drei Männer und eine Frau über mich, nicht ahnend, daß ich sie verstand.

„Sieht gut aus, der Deutsche“, sagte ein fatter, kahlköpfiger Mann. „Wir werden ihm ein Glas Wein schicken lassen, und ihr werdet sehen, von da ab spendiert er uns mindestens einen Liter. Die Deutschen sind immer ganz gerührt, wenn sie von Italienern eingeladen werden, sie scheinen zu glauben, wir seien alle bettelarm. Sie lassen sich nicht lumpen.“

Die anderen lachten und musterten mich verstohlen.

Ich liebe es, in fremden Ländern so zu tun, als verstünde ich die Sprache nicht. Man erfährt dann eine Menge über sich selbst, Richtiges und Falsches, manchmal etwas Überraschendes.

„Er hat so schönes Haar“, sagte die Frau am Nebentisch.

Die Männer lachten dröhnend, einer fragte: „Möchtest du sein Haar streicheln?“

„Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, möchte ich es schon“, sagte die Frau versonnen.

Die Männer schlugen sich gegenseitig auf die Schultern und lachten Tränen. Ich blickte hinüber, ausdruckslos wie ein Nichtverstehender.

„Er sieht nicht so aus, als sei er hier, um sich von Italienerinnen das Haar streicheln zu lassen. Der besucht nur die alten Trümmer und ist scharf darauf, den Papst zu sehen.“

Die Frau betrachtete ihr vierzigjähriges Gesicht in einem Taschenspiegel, zog sich mit einem Stift die breiten Lippen nach und sagte dann: „Keine Ahnung hast du, Pietro! Dem ist ein junges Mädchen lieber als der Papst in vollem Ornat.“

Gern hätte ich jetzt gelacht und ihr zugerufen, daß sie recht habe. Aber ich wahrte mein Gesicht, das Gesicht des dümmlichen Touristen.

„Na, wir werden sehen, was er für Augen macht, wenn gleich Sophia kommt“, sagte Pietro.

Einer der Männer rief zum Wirt hinüber: „Benito, bring' dem Deutschen ein Viertel!“ Woran liegt es, daß man mich überall als Deutschen erkennt? Ich trinke kein Bier, trage keinen Fotoapparat mit mir herum, singe auch keine rheinischen Lieder. Gibt es deutsche Gesichter wie es Schäferhundgesichter gibt? Der Wirt blinzelte mir zu, als er den Wein vor mich hin schob. Ich spielte den Erstaunten, weil ich natürlich wußte, daß meine freundlichen Nachbarn genau darauf warteten; ihre glänzenden Gesichter wären mir zugewandt, ich hob die Hände, spreizte sie und blickte fragend zum Wirt auf. Ach, wie oft hatte ich diese Szene schon mimen müssen! Einer der vielen Gründe, warum ich die Italiener liebe, ist diese neugierige Gastfreundschaft, ist diese Erwartung auf Erfüllung des alten römi-

schen Spruches: „Manus manum lavat“ – eine Hand wäscht die andere.

„Salute!“ sagte plötzlich der Mann, der mir am nächsten saß, und hob mir sein Glas entgegen.

„Ah –“, sagte ich begreifend und lächelte so heftig, wie ich nur konnte, hob auch mein gefülltes Glas, sagte „Danke!“ und „Prost!“

„Prost!“ riefen sie so unbeholfen, als handele es sich um eine schier unaussprechliche deutsche Vokabel und nicht um einen Gruß, den ihre Vorfahren erfunden hatten. Während wir gemeinsam tranken, blickten sie mir über den Rand ihrer Gläser in die Augen, verneigten sich auf ihren Stühlen, doch dann drehten sie sich wieder ab, diskret, nicht um alles in der Welt wollten sie aufdringlich erscheinen.

„Er ist sehr nett“, sagte die Frau, die gern mein Haar gestreichelt hätte.

„Ja, er wird uns gleich einen ganzen Liter schicken, paß auf!“

„Das meinte ich nicht“, sagte die Frau und ließ ihre Hand hochflattern. „Ob er spendiert oder nicht: er ist nett.“



„Da kommt Sophia“, sagte Pietro, und alle starrten auf die Eingangstür. Ich sah ein junges Mädchen eintreten, ein alter zerlumpter Mann folgte.

Sie war wirklich schön, diese Sophia, eine Schönheit, wie man sie nur rund um das Kolosseum finden kann. Das ist jedenfalls meine Ansicht. In Kopenhagen, Amsterdam, Warschau, Budapest, Paris, London, Wien und Belgrad habe ich viele hübsche Mädchen gesehen, aber wahre Schönheiten fand ich nur in Rom.

Sophia geleitete den alten Mann zu einem freien Tisch vor der Theke, hinter der der Wirt stand und Gläser abtrocknete. Der Alte war blind, sein zerknittertes Gesicht hatte keinen Ausdruck. Sophia reichte ihm jetzt eine Geige, er stemmte sie gegen seinen unrasierten Hals und begann den Bogen über die Saiten zu ziehen. Aber es war keine Musik, die er der Geige entlockte, es war ein monotones Geräusch, das an das heisere Bellen eines betagten Schnäuzers erinnerte.

Alle Gäste hatten ihre lebhaften Gespräche unterbrochen, alle beobachteten Sophia, die neben dem Alten stand, den Kopf erhoben, die Augen geschlossen, mit zuckenden Lippen und fest gefalteten Händen – ein Bild leidender Ergebenheit.

In den zehn Minuten, da der Schnäuzer bellte, versuchte ich mir über Sophias Rolle klarzuwerden, denn natürlich spielte sie eine Rolle, eine sorgfältig einstudierte Rolle. Sie war der Lockvogel des alten Geigers. Ich bewunderte die Regie, die zweifellos bezweckte, Erbarmen zu wecken. Da war ein schönes junges Mädchen, und da hockte ein alter verhärterter Mann,

der atonales Gebell erzeugte. Welch genialer Kontrast!

Als der Alte endlich den Bogen absetzte, atmete Sophia auf, als sei sie aus einer Folter entlassen. Der Alte zog einen zerbeulten Blechteller aus der Tasche, gab ihn Sophia, und sie begann nun von Tisch zu Tisch zu gehen, keinen blickte sie an, sie hielt nur den Teller hin und wartete, bis Münzen auf das Blech fielen. Alle Gäste gaben etwas, alle. Zu mir kam sie zuletzt, schlank, aufrecht, wartend stand sie vor mir, ich hoffte, sie würde mich ansehen, aber sie dachte nicht daran. Da legte ich einen 5000-Lire-Schein auf den Teller. Es war eine Geste, die mir Unbehagen und Vergnügen zugleich bereitete; Unbehagen, weil 5000 Lire in ihren Augen eine zu hohe, eine fast anrühige Summe sein konnte, Vergnügen, weil Verschenken eben vergnüglich ist. Sophia, wohl nur an das Geklimper kleiner Münzen gewöhnt, blickte hinab auf den Teller, sah den lächerlich bunten, lächerlich großen Schein, blickte endlich auch mich an, halb bestürzt, halb hoffnungsvoll. Dieser Blick aus

wohlwollend gab ich mich, ein Menschenfreund, wie er im Buche steht. Schließlich sagte sie leise: „Ich werde meinen Großvater fragen.“

„Tza, tza, tza“, machte ein Mann am Nebentisch bewundernd, nachdem Sophia weggegangen war. Sie schob dem Großvater den Blechteller hin, und während seine verkrümmten Finger erst den großen Lire-Schein prüften, dann die Münzen abtasteten, tuschelte sie ihm etwas ins Ohr. Zu meinem Schrecken sah ich, daß der Alte den Kopf schüttelte, und in meinem Hirn begannen sich schon Pläne zu formen, wie ich mein Ziel trotzdem erreichen konnte. Ja, ich gebe zu: ich hatte ein Ziel. Wer Sophia sah, mußte ein Ziel haben!

Plötzlich drehte sie sich von ihrem Großvater weg, kam zu mir, setzte sich und sagte: „Er will seinen Wein dort trinken. Für kurze Zeit darf ich Ihnen Gesellschaft leisten.“

Ein Wink zum Wirt hinüber, ein Wink zum Nachbartisch, einen zum Großvater, und der Wirt hatte verstanden. Er verteilte die Weinkaraffen, kniff mir ein Auge zu, ehe er hinter seine Theke zurückschlenderte. Wir tranken uns zu, Sophia und ich, dann mußte ich den freundlichen Nachbarn über den Glasrand in die Augen blicken, und erst danach konnte ich mich ganz Sophia widmen. Sie hatte die Ellbogen aufgestemmt und ihre Wange auf die übereinandergeschichteten Hände gelegt. So blickte sie mich an, so antwortete sie mir, als ich sie fragte, ob sie ihren Großvater immer begleiten müsse. Ja, sie müsse es, obwohl es ihr oft unangenehm sei, denn sie wisse selbstverständlich, daß das Gekratze auf der Geige scheußlich sei. Ich fragte sie, ob sie denn keine andere Arbeit bekommen könne. Und sie sagte lächelnd, darum gehe es nicht, Arbeit könne sie sofort haben, aber dann müsse der Großvater immer zu Hause hocken, und das würde ihn umbringen; er liebe diese abendliche Tour durch die Trattorias so sehr.

Ja, sie habe noch Eltern, auch Geschwister, drei Brüder, und sie wohne nicht weit, die Wohnung sei schrecklich eng, aber es gäbe noch engere in Rom. Ich fragte, und sie antwortete brav. Doch dann fragte sie, und ich nahm die Gelegenheit freudig wahr, diesem schönen fremden Mädchen mein Leben zu schildern. Ich glaube, kein verliebter Mann läßt sich diese fabelhafte Gelegenheit entgehen, sich ins strahlendste Licht zu setzen. Es störte mich nicht, daß die Nachbarn andächtig mithörten. Ich sah die Trauer in den Augen der Frau, die gern zehn Jahre jünger gewesen wäre.

Nach einer Stunde schlug der Großvater mit dem Blechteller auf den Tisch. Sophia wollte aufspringen, doch ich hielt ihre Hand fest, fragte, ob ich sie am nächsten Tag treffen könne. Sie zögerte nur kurz, dann nickte sie und errötete dabei. „Nach dem Mittagessen, um zwei Uhr vor dem Kolosseum?“ flüsterte sie.

„Wunderbar“, flüsterte ich zurück. „Ich warte dort mit meinem Auto. Wir fahren zum Lido, ja? Bringen Sie Ihren Badeanzug mit.“

Sophia machte eine Bewegung, als wolle sie in die Hände klatschen, aber dann beherrschte sie ihre Freude.

Nachdem sie mit ihrem blinden Großvater die Trattoria verlassen hatte, sagte einer meiner Nachbarn zu mir: „Mein Kompliment, Signore. Viele haben bisher versucht, Sophia zu einem Rendezvous zu bewegen, aber nie hat sie zugesagt. Sie sind ein glücklicher Mensch.“

War ich das? Damals wußte ich es noch nicht. Heute weiß ich es, heute, da ich schon seit drei Jahren in Rom lebe, in einer geräumigen Wohnung – mit Sophia, der man niemals ansehen wird, daß sie jetzt Deutsche ist...

Illustration: Eva Ohlow

Wieviel verdienst du eigentlich?

Von Hiltrud Anlauf

Die eisernen Arme des Greifers wühlten sich in die Erde. Sie lockerten den Boden und schoben die braunen Klumpen auf die Schaufel. Es hatte geregnet, und die Klumpen waren feucht und klebrig. Steine waren dazwischen, und manchmal schnitt der Greifer durch Sand. Ein paar hundert Meter vor dem Wald bog der Bach fast rechtwinklig nach Osten. In der Nähe des Knickes endete der Sandstreifen, und der Boden war mit Steinbrocken durchsetzt. Manche waren so groß, daß sich der Greifer nicht darunterwühlen konnte, und dann mußten die Bohrer angesetzt werden.

Der Bagger zitterte dröhnend, und die Vibration schüttelte den Mann, der in der Kabine vor dem Armaturenbrett saß, die Hände an den Hebeln. Braunbach schob den Knüppel nach links, und der rot gestrichene Arm schwenkte zur Seite, schob sich über die Ladefläche des Kippers, die Schaufel drehte sich, und die Erde fiel herunter. Sie polterte dumpf auf die Metallplatten der Ladefläche.

nichts ist schöner als Wasser, Schlamm und Schmutz – und später, wenn man's darf, macht's keinen Spaß mehr. Oder hast du Spaß daran?"

„Nein“, sagte Koller, „kein bißchen. Das ist so ähnlich wie mit den Frauen. Willst du eine Zigarette?“

Braunbach blickte auf das Päckchen, das ihm der Ältere hinhielt, er hob die Hand, zögerte und steckte sie dann in die Tasche.

„Lieber nicht! Es ist besser, wenn ich nicht wieder damit anfangen, ich rauche doch jetzt Pfeife.“ Er klopfte an seine rissige gefleckte Lederjacke, und Koller sah das Mundstück neben dem Reißverschluß aus der Tasche ragen.

„Warum denn das?“

„Ich will das Motorrad gegen eine Isetta tauschen, da muß ich draufzahlen, und Pfeife ist billiger.“ Er zog mit der Fußspitze einen Halbkreis und fing an, innerhalb des Bogens sorgfältig die Erde festzutreten.

war, geh' hin und bring' die Sache in Ordnung, andernfalls laß sie laufen. Und jetzt habe ich Hunger.“ Er tippte an die Mütze und ging.

Irgend etwas ist geschehen, dachte Braunbach, er hat ja recht, der Koller. Es war etwas geschehen. Er kannte das Mädchen zwei Jahre lang, sie gingen zusammen ins Kino, und am Sonnabend tanzten sie in dem Jazz-Keller in der Paulowstraße, der Kellner war sein Freund, und durch ihn hatte er Gaby kennengelernt, sie war ein tüchtiges Mädchen, auch hübsch, mit blonden Haaren und gut gebaut, tüchtig war sie und sehr vernünftig, jedesmal wenn sein Verein spielte, stand sie ganz vorn, unmittelbar hinter der Absperrung, und wenn er den Ball ins Tor köpfte, schrie sie lauter als die anderen und schwenkte begeistert das rote Coca-Cola-Fähnchen. Er hatte schon daran gedacht, sie zu heiraten, obwohl sie niemals davon sprach, und es imponierte ihm ein wenig, und deshalb war er so erschrocken und enttäuscht, als sie gerade diese Frage stellte. „Wieviel verdienst du eigentlich?“ hatte sie gefragt. Das klang ganz absichtslos, und doch

dem Wasser kreuzten. Unten, im Dreieck, silberten die beiden Kräne in der Sonne. Braunbach klopfte seine Pfeife aus und ging zurück. Er erreichte den Bagger, bevor die Sirene heulte. Er sah, daß die Kabinentür halb geöffnet war, und weil er wußte, daß er sie beim Aussteigen zugeschlagen hatte, blickte er noch einmal hin.

Das Mädchen saß mit hochgezogenen Beinen auf seinem Platz und wischte mit dem Zeigefinger langsam über das staubige Armaturenbrett.

„Gaby“, sagte Braunbach.

„Komm 'rauf!“ rief sie.

Er stand gebückt in der engen Kabine und blickte sie an. Er wollte etwas sagen, aber der helle Tag brannte hinter seiner Stirn, und es fiel ihm nichts ein. Laß sie laufen, hatte Koller geraten.

„Ich hab' was für dich“, sagte sie und holte einen kleinen bunten Beutel aus der Manteltasche. Er kannte den Stoff, ein Halstuch war es, und er wußte genau, daß sie es an dem



Der Arm schwenkte zurück, und Braunbach sah flüchtig nach den Baracken am Rande der Baustelle. Zwei Frauen standen dort und winkten einer dritten, die von der Straße herüberkam. Alle trugen sie große Taschen, und Braunbach erkannte an ihren Gesten, daß sie laut miteinander sprachen. Er runzelte die Augenbrauen und spuckte seinen Kaugummi zum Seitenfenster hinaus. Um zwölf Uhr piff die Sirene, und Braunbach stellte den Motor ab. Er sprang in die aufgewühlte Erde, und sah auch die anderen über die Trittbretter herunterkommen. Die plötzliche Stille summt in den Ohren. Die Beine waren steif, und ein dünner Schmerz zog über den Rücken. Er hätte gern ein paar Kniebeugen gemacht, aber er wußte, daß die anderen darüber lachten. Sie meinten es nicht böse, aber sie lachten, und das gefiel ihm nicht. Er sah Koller herüberkommen, er kam langsam durch den Dreck, trat in die dunklen, ausgefransten Pfützen, die über der Baustelle lagen wie ein weiches, weitmäsiges Gewebe, trat hinein, und der Schlamm spritzte unter seinem schweren Schritt in lockeren Fontänen an den Stiefeln empor. Koller sah an sich herunter und wischte mit der Hand die Spritzer von der Hose.

„Schweinerei!“ sagte er.

„Komisch!“ sagte Braunbach.

„Was ist komisch?“

„Es fiel mir ein, als du durch den Dreck kamst. Wenn man noch ein kleiner Junge ist, sehnt man sich danach, durch den Morast zu laufen, reinknien möchte man sich am liebsten, und man ist unglücklich, wenn man's nicht darf, weil die Hosen verdreckt werden könnten,

„Sag mal, wie hast du das gemeint, – so ähnlich wie mit den Frauen?“

„Erst will man sie haben, und wenn man sie hat, stimmt alles nicht mehr.“

„Ach so“, sagte Braunbach. Er schob die Unterlippe vor und betrachtete die Baracke, vor der sich jetzt die Männer drängten. Die drei Frauen waren nicht mehr zu sehen.

„Na ja“, murmelte Koller, „ich gehe jetzt 'rüber und esse ein bißchen. Mein Schwager hat geschlachtet, und da haben sie mir allerhand eingepackt. Vielleicht gibt mir Heinemann eine Portion Suppe ab. Ich habe vorhin seine Frau gesehen, die hat ihm das Essen gebracht. Willst du nicht mitkommen?“

„Nein“, sagte Braunbach, „ich habe keinen Hunger.“

„Wie du willst.“ Er warf die Zigarette in eine Pflanze, es zischte, und sie sahen zu, wie sich das weiße Papier färbte und aufzulösen begann.

„Ist das Mädchen heute wieder nicht gekommen?“ fragte Koller und betrachtete seine Zigarette, die sich langsam in dem braunen Wasser drehte.

„Heute nicht, gestern nicht, vorgestern nicht und nicht vor drei Tagen. Aber früher kam sie in jeder Mittagspause. Verstehst du das?“

„Ganz einfach“, sagte Koller, und seine Stimme klang so überzeugend, daß Braunbach in einem jähen Gefühl der Hoffnung sekundenlang glaubte, die Sache sei wirklich ganz einfach. „Irgend etwas ist geschehen“, fügte Koller hinzu, „du mußt mal nachdenken, es wird dir schon einfallen. Wenn es deine Schuld

gefiel es ihm nicht. „Was geht dich das an“, hatte er geantwortet, „ich frage ja auch nicht, was du verdienst.“ „Dir ist das gleichgültig, mir aber nicht.“ Sie hatte plötzlich eine fremde Stimme gehabt, als sie das sagte. Er ließ ihren Arm los und ging suchend an den abgestellten Motorrädern entlang, bis er seine Maschine gefunden hatte. Er trat auf den Starter und gab Gas, und sein Ärger verpuffte etwas unter dem Brüllen des Motors. Als das Mädchen hinter ihm auf dem Sozius saß, drehte er sich herum und nannte eine Zahl. Die Zahl war falsch, er verdiente mehr, 120 Mark mehr, aber das ging sie nichts an, er bezahlte, ohne zu murren, Coca-Cola, den Apfelsaft und die Flips aus der Paulowstraße, und nur im Urlaub, wenn sie mit dem Motorrad zelten fuhren, teilten sie sich die Kosten. Er war nicht kleinlich, und er hatte diese Frage nicht verdient, er fuhr das Mädchen wortlos nach Hause, und doch war er bereit, den Abend zu vergessen. Daß er ihn nicht vergaß, war Gabys Schuld. Sie fragte einen Kollegen, und der sagte ihr, wieviel ein Baggerführer verdient. Am nächsten Tag wartete er mittags vergeblich.

Braunbach blieb in der Nähe des Waldrandes, er stieg den Hügel hinauf bis zu den gelb gestrichenen Bänken, die das Aluminiumwerk dem Verkehrsverein geschenkt hatte. Von dort aus sah man die Stadt farbig ausgebreitet zwischen dem See und den Wäldern. Die Baustelle lag stumm und ohne Bewegung in dem Dreieck, das der Bach und die Straße bildeten. Es war ein klarer Tag. Der Wind trieb die Wolken, und manchmal sah man ihre Schatten über die Segel der Boote streichen, die auf

Abend getragen hatte, an dem er sie kennengelernte. Sie hatte das Tuch zusammengenäht und oben einen Gummizug durchgezogen. Er öffnete ihn und blickte in den Beutel hinein, Schokoladengeld war darin, viele große und kleine runde Scheiben, in blassen Metallfolien, geprägt, mit Adler und Zahl. Er lachte, strich ihren Rock glatt und schüttete die Münzen in ihren Schoß.

„Zählen“, sagte sie.

„Nicht nötig“, antwortete Braunbach schnell und erleichtert, „120 Mark, ich bin sicher, daß du keinen Pfennig vergessen hast, heute Abend essen wir sie auf. Ich hole dich ab, wie immer. Hast du schon lange gewartet?“

„Ja“, sagte sie, „du warst auf dem Hügel. Ich konnte dich sehen und habe mich gar nicht gelangweilt. Aber nun muß ich gehen.“

„Wirst du den Bus noch erreichen, oder soll ich dich schnell zur Haltestelle fahren? Zu Fuß brauchst du bestimmt zehn Minuten oder auch mehr.“ Er sah zur Straße hinüber.

„Das schaffe ich schon“, sagte sie und stand auf.

Er half ihr beim Aussteigen und sah ihr nach. Sie winkte, und der Tag bog sich hell über den Pfützen.

Illustration: Eva Ohlow

Kauf dir einen Holz- schnitt



Die Jahre, da Wolfgang ein eifriger Bierdeckelsammler war, sind nun vorbei. Er hat die runden Pappscheiben, mit denen er seine ganze Bude liebevoll dekoriert hatte, von den Wänden genommen und dann sein Zimmer mit hellen, freundlichen Tapeten neu hergerichtet. Sein Freund hat ihm bei dieser Tätigkeit geholfen.

Unbewußt scheinen die beiden aber empfunden zu haben, daß die Wände nun Kälte ausstrahlen, das kleine Heim trotz der Gardinen, des Bücherregals, des Radioapparates in der Ecke, des Tisches, der Stühle, leer aussieht. Also pinnt Wolfgang das Foto einer Filmschauspielerin, daneben sein Fußballidol R. – einen Zeitungsausschnitt – über seine Couch. Auch die Aufnahmen eines schnittigen Wagens, aus blinkendem Chrom und blaulackiertem Blech, den er sich nie wird leisten können, hat er zur Verschönerung seines Zimmers angebracht. So hat er es bei anderen gesehen. Und doch kommt hier keine Gemütlichkeit auf, ja, man möchte, wenn man einen Abend lang dem unveränderten Lächeln der Filmdiva gegenüber sitzt, das Foto am liebsten von der Wand reißen.

Natürlich wissen die beiden Freunde, was dies Zimmer mit einem Schlage nicht nur verändern, sondern auch gemütlich und persönlich machen könnte, so daß sie sich hier wirklich „zu Hause“ fühlten: ein Gemälde oder zumindest eine gute Grafik, also ein Holzschnitt oder eine Lithografie. Aber...

Zwar haben die Jungen Scheu, die Kunstläden der Stadt und moderne Galerien zu betreten, geschweige denn die Museen, denen man eine „verstaubte Luft“ nachsagt, zu besuchen; aber sie haben ein echtes Gespür für Kunst, für Formen und Farben, für rhythmische Linien. Sie sehen sich gerne Abbildungen von Kunstwerken in Zeitschriften an und diskutieren darüber, hier und da liest Wolfgang auch Artikel über Malerei und Plastik und verfolgt die Kultur Nachrichten. Ja, und darum weiß er auch, daß er ein originales Kunstwerk niemals erwerben kann – auch später nicht. Denn...

Und nun beginnt er mit erstaunlicher Sachkenntnis zu berichten, welche Preise dies und jenes Original in jüngster Zeit erzielt haben. Ihm gefällt z. B. Cezanne so gut, aber dessen „Knabe mit der roten Weste“ wurde für zweieinhalb Millionen gehandelt, und sein Stillleben erbrachte immerhin 700000 DM. Zwischen 3,5 und 5,5 Millionen lagen die Preise für Gemälde von Rembrandt, Rubens und Corot in den letzten Jahren, Wolfgang berichtet weiter, daß auch unsere deutschen Museen tapfer in die Tasche greifen: Die Württembergische Staatsgalerie in Stuttgart ersteigerte auf einer Kunstauktion ein Bild von Munch für 162000 DM, und das Wallraf-Richartz-Museum in Köln kaufte eine moderne Malerei von Max Ernst für 165000 DM. Auch private Sammler hol-



ten sich auf hiesigen Auktionen Gemälde von Pechstein, Kirchner und Schmidt-Rottluff für gute fünfstellige Summen.

Ich frage, wie die beiden zur Grafik – zur Radierung, Lithografie oder zum Holzschnitt – stehen, aber Wolfgang winkt ab: ob ich die 35000 DM, die für eine Farblithografie von Toulouse-Lautrec gezahlt wurden, hätte – oder die 40000 für Otto Muellers Zigeunermappe – oder auch die 3000 für einen Holzschnitt von Grieshaber, also für das Werk eines Lebenden, oder für das Selbstbildnis Heckels, eine Lithografie, die Summe von 3600 DM oder, oder, oder...?

Zweifellos nicht. Aber nun bin ich an der Reihe und berichte ihnen, wie man für billiges Geld zu wertvoller originaler Grafik gelangen kann. Da ist die Griffelkunst-Vereinigung in Hamburg-Langenhorn, Am Heerskamp 1, mit zahlreichen Ortsgruppen in der Bundesrepublik, ebenso vielen Helfern und nahezu 3000 Mitgliedern. Für den Monatsbeitrag von 2,50 DM erhält man jährlich vier handsignierte (vom Künstler unterschriebene) Grafiken. Nach freier Wahl – das ist der andere Vorteil: der Kunstinteressierte kann sich die zweimal im Jahr stattfindende Ausstellung von je 30 Werken der Schwarz-Weiß-Kunst betrachten, sich beraten lassen, überlegen, welches Bild am besten in sein Zimmer, in seine Mappe, zu sich paßt und dann seine Wahl treffen.

Ob ein großer, ausdrucksstarker Holzschnitt von Otto Pankok oder Willi Dix in dies kleine Zimmer nicht besser paßt als der Zeitungsausschnitt des Fußballstars oder des Boxers? Oder eine Radierung, die südliche Landschaft von Kliemann?

Natürlich geben die Künstler ihre Werke der Griffelkunst-Vereinigung entsprechend billig ab, sonst wäre der Preis von 7,50 DM je Blatt nicht denkbar. Daß die Arbeiten derselben Grafiker im freien Handel um ein Vielfaches gehandelt werden, beweisen die Namen derer, die in der Griffelkunst-Vereinigung vertreten sind: Barlach, Kubin, Heckel, René Sintenis, P. A. Weber, Kokoschka, Hegenbarth, Meidner usw. usf.

Leider ist die Neuaufnahme in die Vereinigung gegenwärtig gedrosselt, nur so viele Mitglieder werden aufgenommen, wie jeweils ausscheiden. Hast Du aber Interesse an der Sache, so schreibe nach Hamburg und laß Dich in die Warteliste eintragen.

Eine andere, ähnlich gelagerte Gemeinschaft nennt sich nach dem Holzschnitzer und Illustriator aus dem 16. Jahrhundert, Anton Woensam: „Woensampresse“. Die Anschrift der Geschäftsstelle lautet: Wuppertal-Barmen, Untere Lichtenplatzstraße 80.

Der Jahresbeitrag beträgt hier 20 DM, und die Mitglieder erhalten dafür jährlich zweimal insgesamt 8 bis 10 Kunstblätter oder andere grafische Gaben deutscher Künstler der Gegen-

wart. Eine Sendung trifft vor Weihnachten ein, gerade zeitgerecht, daß man seinen Freunden und Verwandten dieses oder jenes Blatt schenken und ihnen Freude bereiten kann. Die Blätter der Woensam-Presse sind nicht signiert, nur durch einen Blind-Prägestempel als Originalgrafik ausgewiesen.

Das ist beim jüngsten derartigen Unternehmen, dem Kreis der Grafik-Freunde in Frankfurt a.M., Kaiserstraße 81, anders, ich möchte sagen: moderner. Der zeitgenössische Sammler möchte seine Grafik im allgemeinen gerne signiert, ja sogar mit der Auflagezahl und der laufenden Nummer versehen haben. Diesem Wunsch trägt die Frankfurter Vereinigung Rechnung, ja sie begrenzt die jeweilige Auflage auf 100 Stück, die Blätter können aller-

dings nicht frei – wie bei der Griffelkunst – gewählt werden. Monatlich steht dem Mitglied ein Blatt für den Beitrag von 5 DM zu, bei Vierfarbendruckern erhöht sich der Beitrag auf 10 DM. Wie wir sehen, haben wir es auch hier mit einer sozialen Einrichtung zu tun, mit einer Organisation für Kunstinteressierte mit schmalem Portemonnaie.

Natürlich ziehen zunächst die Namen HAP Grieshaber, Hajek, Thiler, Masereel, Trökes, Hansen-Bahia den Kenner an, aber gerade bei den „Grafik-Freunden“ in Frankfurt macht man oft die schönsten Entdeckungen, widmet sich diese Institution doch in erster Linie jungen Malern und Kunstakademiestudenten aus Berlin, München, Karlsruhe, sogar aus Paris und Rom.

Während wir über diese billige, aber nicht wertlose Grafik plaudern, erreicht uns eine Nachricht von der jüngsten deutschen Kunstauktion in München: 25000 DM für einen Kupferstich von Dürer. Wolfgang behält recht: Solche Werke wird sich nie einer leisten können – übrigens: Wer möchte sich ausgerechnet Dürers „Adam und Eva“ an die Wand pinnen? Aber andere Holzschnitte oder Lithos, nachdem er nun den Weg zur preiswerten Grafik erfahren hat, wird er künftig erwerben. Bleibt nur die Frage, welcher der eben genannten Organisationen er sich zuwenden soll? An eine schreibt er morgen sicherlich.

Günther Ott

Werner Lätsch „Fisch“



... alle Scheiben im Schrank?

Deutschlands Schallplattenmarkt ist überfremdet. Rund 60% unserer Schlager sind ausländischer Herkunft und höchstens mit deutschem Text versehen. Einige unserer berühmtesten Schlagersänger sind Besatzungsrelikte (Bill Ramsey, Billy Mo), andere sind sonstwie auf Dauer oder Zeit (für Schallplattenaufnahmen) aus nahen und fernen Ländern zu den munter plätschernden DM-Quellen gekommen (Backus, Torriani, Gitte, Aznavour).

Außer an vertragsrechtlichen Bedingungen, durch die unsere Rundfunkanstalten und Schallplattenfirmen mit fremden Melodiespendern verbunden sind, liegt das vor allem auch an der Konzeptionslosigkeit deutscher Schlagermacher, die ständig über die Grenzen schießen und jede dort erfolgreiche „Masche“ zu uns einführen, ohne einmal etwas zu probieren, was deutschen Käufern gemäß wäre.

Sicher: die alten Schnulzenerzeuger haben auch jetzt noch ihr Feld in unserem Lande. Was einst Rudi Schuricke beackerte, wird nun mit moderner Technik von Freddy oder Peter Alexander (auf **Polidor**) bestellt, und Wolfgang Sauer wird auf **Ariola** den Jazzgesang, den er einst recht beachtlich beherrschte, nicht mehr los, sondern er schnulzt sich über die Runden. Auch in unserem ureigensten Bereich der Schnulze aber importieren wir neuerdings immer mehr aus Italien.

Die Italiener selber neigen allerdings, wie ihr im wahrsten Sinne des Wortes jüngster Export, die 16jährige Rita Pavone, beweist – auf **RCA** gleich mit einer deutsch gesungenen Platte („Wenn ich ein Junge wär“) vorgestellt – zu völlig anderen Idealen als bisher. Da ist nichts mehr vom Schmelz des italienischen Belcanto zu hören, sondern eine harte, gebrochene Twist-Stimme, wie man sie sonst nur von angelsächsischen Aufnahmen gewohnt war. Das Teenager-Ideal hat sich augenscheinlich nicht nur bei uns gewandelt.

Nun ist eine Internationalisierung der Musik sicher nicht aufzuhalten. Aber abgesehen davon, daß das meiste, was uns geboten wird, nur „Masche“ ist, also einmal eingefädelt und dann immer von neuem im gleichen Stil heruntergespult, wäre es doch bedauerlich, wenn wir Deutschen außer der zweifellos minderwertigen Schnulze nicht Eigenes zum internationalen Konzert beizutragen hätten.

Eine interessante Langspielplatte, die jetzt auf **Philips** erschienen ist, regt mich dazu an, den deutschen Schlagerproduzenten einen Vorschlag zu machen. Diese LP hat eigentlich einen ganz besonderen Anlaß. Sie bringt einen Auszug aus dem Konzert, mit dem auf dem Evangelischen Kirchentag im Juli dieses Jahres unter dem Titel „Choräle, Songs und neue Lieder“ (P 48049 L) ausprobiert werden sollte, welche Möglichkeiten für geistlich bestimmte Lieder sich bei uns auftun. Wenn man von den Spirituals absieht, die – soweit sie von Chorgruppen gesungen werden – zweifellos „ankommen“, aber nicht ohne weiteres ins Deutsche übertragen werden können, ohne ihre Wirkung zu verlieren, so bleibt bloß ein erfolgversprechender Weg offen: der des Chansons. Zu den rhythmisch leicht aufgefrischten Schnulzen wie „Gott hat nur ein Wort“ oder „Danke“ kann ich nämlich nur „Danke“ sagen. Anders aber ist die Wirkung, die von den balladenartigen Gesängen Guy Thébauts und Ralf Bendix' ausgeht. Dialektisch vom Text her interessant gemachte und melodisch dem Chanson angenäherte Stücke wie Dieter Wendts „Der Teufel“ (das Bendix freilich noch persönlicher und im Stile Thébauts persönlicher hätte vortragen können), verstehen das Publikum zu packen, wie auf der Platte deutlich zu hören ist.

Und hier möchte ich ansetzen: Auch im weiten Felde bloß unterhaltender Musik böte sich hier

ein Stück „Land“, das gerade von Deutschen zu bebauen wäre: Chansons mit geistvoll gestaltetem Text. Denn wir haben ja gerade in Deutschland eine beachtliche Tradition an scharfzüngig formulierten Kabaretttexten. Wer so etwas zu schreiben vermag, ist auch zu locker gefügten, balladenartig ablaufenden Strophenfolgen fähig, die – in nicht so ganz konventionelle Melodien gekleidet – wahrscheinlich einen bedeutenden Hörer- und Käuferkreis fände. Aber dazu müßte sich unser leider sehr stark mit Lobbypraktiken des Wirtschaftslebens arbeitender Produzentenkreis eine neue Autoren- und Komponistengeneration engagieren. Immerhin glaube ich, daß dann wieder Schlager entstünden, die man noch beim fünfzigsten Male ertragen kann, ohne sein Gemüt vorher durch Alkohol haben abstumpfen zu müssen.

Übrigens haben auch die deutschen Jazzmusiker bislang kaum eigene Charakterzüge entwickelt, wenn man von den abstrakt akademischen, darum aber auch recht fragwürdigen, Versuchen Albert Mangelsdorffs absieht. So kann sich niemand darüber wundern, daß die großen Schallplattenfirmen jahrelang die deutschen Jazzgrößen ignorierten oder sie höchstens in Begleitorchestern für beliebte Schlagersänger mitwirken ließen. Erst in diesem Jahre endlich haben sie sich wieder einmal der – sowieso recht schmalen – deutschen Musikerspitze angenommen.

Kennzeichnenderweise ist aber auf den vier Langspielplatten, die mir vorliegen, nur ein einziges Stück im Oldtime-Stil gespielt: Auf der **Columbia-LP** „Die deutschen All-Stars“

(83418) schludern die Feetwarmers ein mäßiges „When You're Smiling“ herunter. Der Kern dieser Gruppe – Klaus Doldinger und Ingrid Hoffmann – beweist aber im anschließenden „Joe's Blues“ durchaus seine Fähigkeit zu vitalem modernem Spiel im Quartettsatz. Die Platte gibt auch sonst einen guten Querschnitt durch die aktuelle deutsche Jazz-Szene: Naura und seine atmosphärische Musik, Helmut Brandts kraftvoll-melodiösen Stil, Kollers locker-souveränen Melodiefluß. Sie alle spielen Aufnahmen ein, die man mit Vergnügen anhört; und nur wenn Joki Freund und insbesondere Albert Mangelsdorff manirierte Experimente wagen, obwohl sich doch die deutschen Käufer erst einmal an die Moderne gewöhnen müssen, werde ich sauer. Trotzdem: die Platte ist ein gutes Dokument in jeder Jazzsammlung.

Das „Michael-Naura-Quintet“ wird auch noch einmal gesondert auf einer **Brunswick** – LP (87912) vorgestellt. Wegen ihrer milden – nicht wilden – Improvisationsweise läßt sich die Gruppe auch fortgeschrittenen Swing-Freunden empfehlen. Vor allem die beiden langsamen Balladen sind Meisterstücke, wie man sie sonst nur vom amerikanischen Westküstenjazz her gewohnt ist.

Philips stellt das vitalere Doldinger-Quartett in seiner Twen-Serie vor („Doldinger-Jazz made in Germany“, P 48024 L). Die Firma hat diese Gruppe fest unter Vertrag genommen, und ich glaube, sie hat damit einen guten Griff getan, denn Tenorist Doldinger und sein Organist Hoffmann sind wohl die „heißesten“ unter

den modernen Jazzern in Deutschland. Sie spielen wirklich, und auch noch die modernsten Phrasen gewinnen bei ihnen Bluesfärbung. Darum ist ihre Musik wohl auch einem breiteren Publikum zugänglich.

All dies ist aber eindeutig amerikanisch bestimmt. Nur mit dem konzertanten Jazz des bekannten Pianisten Friedrich Gulda hat Deutschland (genauer gesagt: Österreich) nun auch einen eigenen Beitrag zu liefern: die Verbindung echter Konzertformen und modern stilisierter Melodik mit der Sprache des Jazz.

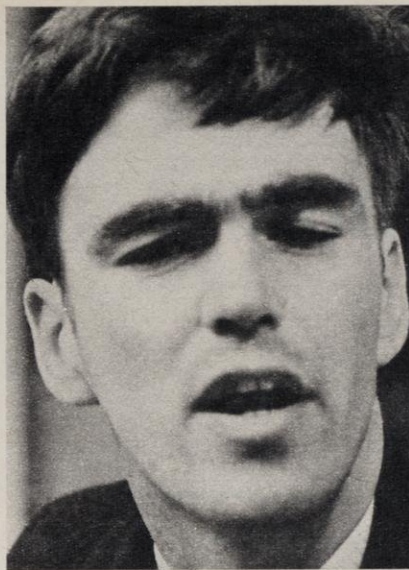
Guldas „Music for Piano and Band“ und seine „Music for three Soloists and Band“ (**Columbia** 83357) sind mehrsätzliche Big-Band-Werke im Stile des neuen Mulligan-Ensembles farbig arrangiert, in denen er selbst einmal als Pianist, das andere Mal als Baritonsaxophonist zusammen mit Posaunist Kleinschuster und Klarinetist Fatty George solistisch wirkt. Trotz der Konzertanlage verlieren beide Werke nie den Jazzcharakter, und die Solisten – besonders Beethoven-Fachmann Gulda am Klavier – musizieren einfalls- und abwechslungsreich.

Wenn dies auch die einzige spezifisch deutsche „Stimme“ im Jazz ist, so beweisen die anderen Platten doch, daß die deutschen Spitzenmusiker den Anschluß an die Weltelite gefunden haben. Und darüber freut sich:

Euer Meggs.

Foto: Hans Rudolf





Sie fanden ihren Weg

Ein Film der IG Bau - Steine - Erden

Unsere Fotos zeigen die jungen Hauptdarsteller des Films, den die IG Bau-Steine-Erden drehen ließ. Regisseur Vesely, bekannt insbesondere durch die Verfilmung der schönen Erzählung „Das Brot der frühen Jahre“ von Heinrich Böll, hatte die schwierige Aufgabe, Spiel- und Dokumentarfilm in eine Einheit zu bringen. An einer solchen Aufgabe sind schon bessere und erfahrenere Regisseure als der junge Vesely gescheitert.



Gewiß mit berechtigtem Stolz kann man die Erfolge einer Gewerkschaft aufweisen, kann man den Präsidenten der USA, John F. Kennedy, und unseren Bundespräsidenten auf Veranstaltungen der Gewerkschaft zeigen, aber hier geht es auf Kosten der Spielhandlung. Das ist schade, denn eine Liebesgeschichte zwischen jungen Menschen unserer Zeit könnte ein guter und schöner Film werden. Allerdings müßte er dann etwas mehr von den Problemen einer jungen Generation im technischen Zeitalter enthalten. Es läßt sich vermuten, daß sie im ursprünglichen Drehbuch enthalten waren.

Das gewerkschaftliche Filmschaffen ist noch jung. Und es wird noch vieler Experimente bedürfen, ehe ein Film gelingt, der nicht nur die Gewerkschaftsmitglieder interessiert, sondern auch bei denen auf Widerhall stößt, die den Gewerkschaften noch fremd gegenüberstehen.

Hadobu

Wer erschöß Salvatore G?

Ein Film von Francesco Rosi im Atlas-Verleih

Sizilien gegen Ende des zweiten Weltkriegs. Der alte Traum, sich von Italien zu lösen, wird in weiten Kreisen der Bevölkerung wieder wach. Die M.S.I. wird gegründet, die die Interessen aller Sizilianer wahrzunehmen verspricht und Unterstützung vom Ausland, von der Mafia und von sizilianischen Großgrundbesitzern bekommt. Schon im September 1945 befiehlt die italienische Zentralregierung die Verhaftung der M.S.I.-Führer. Aber Kampfgruppen der Unabhängigkeitsbewegung bleiben weiterhin illegal bestehen. Sie nehmen Verbindung mit dem Banditenführer Guiliano auf. Er, der mit 21 Jahren ins Gebirge floh, weil er einen Carabinieri in Gegenwehr erschöß, der ihn auf dem Rückweg vom Schwarzmarkt anhielt, wird zum Obersten ernannt.

Auch als die Zentralregierung aus taktischen Gründen Sizilien wirtschaftliche und kulturelle Autonomie zugesteht und den Mitgliedern der Unabhängigkeitsbewegung Straffreiheit garantiert, bleiben Guiliano und seine Leute im Gebirge. Guiliano, der zunächst für eine gute Sache stritt, wird zu einem gefährlichen Verbrecher, der von Raub, Erpressung und Mord lebt. Die Polizei ist trotz großer Anstrengungen machtlos. Die Bevölkerung, die ihnen helfen könnte, schweigt aus Angst vor der Rache der Banditen oder aus noch größerem Haß gegenüber der Regierung. 1947 holt Guiliano zu seinem grausamsten Schlag aus.

Er läßt die ahnungslosen Teilnehmer einer Maifeier zusammenschießen. Die Hintergründe dieses Verbrechens sollen in dem Prozeß ermittelt werden, der 1950 stattfindet. Die Bande hat sich inzwischen aufgelöst. Guiliano und die meisten seiner Leute sind tot.

Die letzten Überlebenden der Bande stehen vor Gericht. Inwieweit war Guiliano nur Spielzeug höherer Mächte? Das Ergebnis des Prozesses bleibt verschwommen und unfaßbar. Hatten vielleicht höchste Stellen ein Interesse daran, daß die wahren Zusammenhänge nicht bekannt wurden? Die sich vielfach widersprechenden Aussagen einzelner Zeugen legen immerhin den Verdacht nahe, daß es Kontakte zwischen Banditen, Polizei und Mafia gab und noch gibt.

Rosi hat den Film nach authentischem Material gedreht. Es entstand eine seltsame Mischung zwischen Dokumentarfilm und Spielfilm, spannend und der Wirklichkeit haarscharf auf den Fersen, getragen von einer bemerkenswerten dokumentarischen Kühle, die auch vereinzelte Höhenflüge Rosis ins leidenschaftliche sozialkritische Pathos souverän auffängt. Ein genialer Bilderbogen von nur mühsam gebändigter Expressivität und einem hohen Sinn für szenischen Aufbau.

Der Film bohrt in einer offenen Wunde. Der Fall Salvatore G. ist bis dato nicht geklärt. Noch immer rumort es im Land, werden Menschen ermordet, hat die Mafia große Macht. Der Grund dafür ist hauptsächlich das soziale Elend der Sizilianer. Und genau hierhin zielt Rosis Film.

Die Forderung des Verteidigers im Prozeß des Films blieb bisher unberücksichtigt: „Wieso ist es überraschenderweise möglich, daß aus einem Banditen ein politisches Faktum wird, daß ein Bandit das Parlament und die Regierung in Angst und Schrecken versetzt. Ich glaube, man muß den Mut haben, die Ursache ganz woanders zu sehen, und zwar im Elend,

in der grenzenlosen Unwissenheit, in der Unfreiheit. Und nicht zuletzt wäre es Ihre Aufgabe, Herr Präsident, das Gebaren der Feudalherren zu beleuchten. Wieweit ist die Auflehnung Notwehr? Wieweit spielen politische Interessen mit? Zeigen Sie der Öffentlichkeit das wahre Gesicht der Gesellschaft. Haben Sie den Mut und enthüllen Sie den Kern des Problems.“

Diese Forderung blieb unberücksichtigt und Rosi stellt sie mit seinem Film aufs neue. Er sagt selber von seinem Film: „Ich will nicht das Leben des Banditenführers Guiliano beschreiben, sondern die Welt, in der ein Bandit groß werden konnte.“

Das ist ihm meisterhaft und nachhaltig gelungen. Rosis Film erzwang in der Öffentlichkeit erregte Debatten. Die Regierung war unter dem Druck der öffentlichen Meinung gezwungen, eine Untersuchungskommission einzusetzen, die den Fall Guiliano untersuchen und bis in seine Verästelungen in die Politik klären sollte. Es darf nicht verwundern, daß bisher alle Untersuchungen erfolglos blieben. Noch ist die Macht der Mafia und damit die Angst der Leute, die vielleicht entscheidend zur Aufhellung beitragen könnten, größer. Das wird sich erst ändern, wenn die soziale Notlage in Sizilien entscheidend verändert wird.

Dazu den Anstoß gegeben zu haben, wäre ein Verdienst, das alle die hohen Preise, die dem Film zufielen, nicht annähernd belohnen könnten.

Hans Plück

Auf Freiersfüßen

Gloria-Film

Dieser erste Spielfilm des jungen Franzosen Pierre Etaix wurde gleich ein Meisterstück. Was seinem Film an großer, die Handlungsstränge überschauender und beherrschender Kraft fehlt, macht die optische Brillanz und Originalität der phantasievoll aneinandergereihten Situationen aus dem Leben des fleißig studierenden, dann hartnäckig verliebten und endlich bekehrten Sohnes reicher Eltern (nuancenreich vom Regisseur selbst dargestellt) vollauf wett. Das ist keine Komik im üblichen Sinne, das ist Klamauk, der noch in turbulenten Höhepunkten, und derer gibt es gewiß genug, immer in der Schwebe bleibt zwischen Traum und Wirklichkeit, geistig destilliert, mathematisch exakt ausgeklügelt und von traumwandlerisch-leichter Melancholie überglänzt. Streckenweise erinnert er an einen surrealistischen Stummfilm.

Mit alledem verbindet sich als weiteres Element eine gnadenlose Desillusionierung und Abwertung des künstlich hochgepöppelten Star-Kults unserer Tage.

Eine verführerisch schillernde, federleichte Seifenblase für den einen, ist der Film für den anderen ein intellektuelles Abenteuer, in das sich einzulassen anstrengend aber reizvoll ist.

Ein neuer großer Leinwandkomiker und Regisseur eigenwilligster Prägung in einer Person ist geboren: Pierre Etaix.

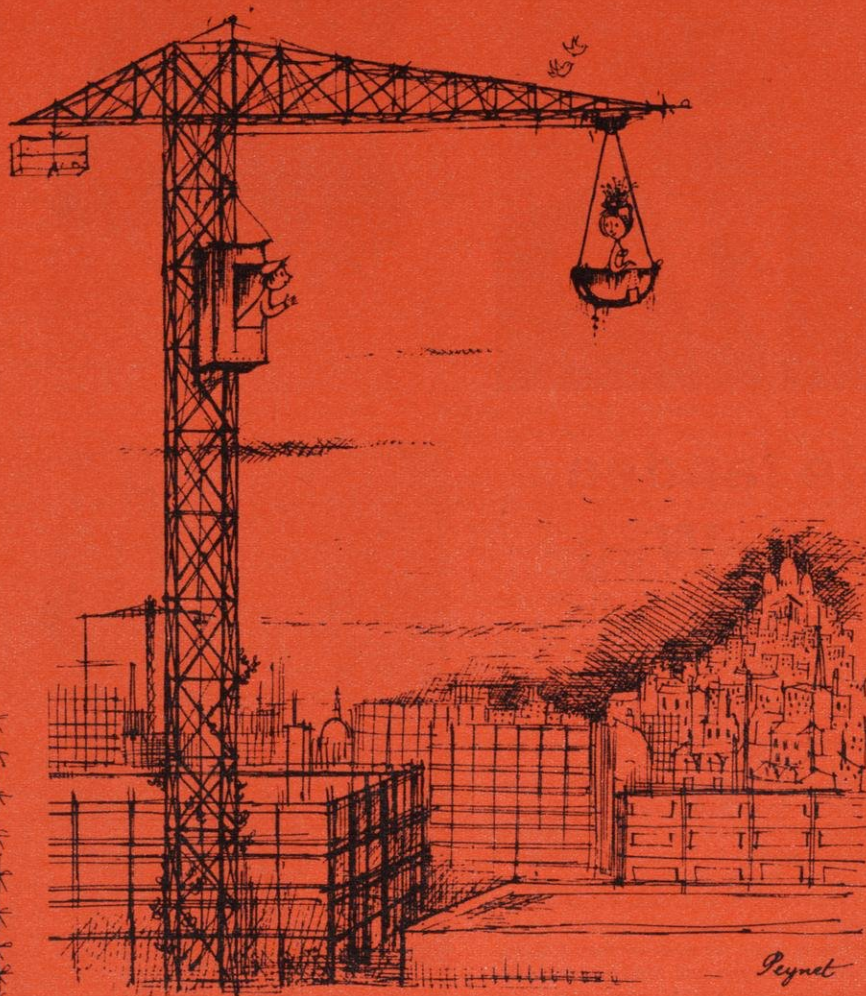
P.

In den Armen der Liebe

Die Zeichnungen entnehmen wir dem Bildband „In den Armen der Liebe“, von Raymond Peynet. Erschienen im Rowohlt-Verlag; 9,80 DM.



„Hab ich wirklich auch nichts vergessen? Also - Austern, Gänseleber, Truthahn, Maronen, Käse, Früchte, Rotwein, Champagner, Likör - ach ja, das doppelkohlensaure Natron!“



„Wo darf ich Sie absetzen?“

„Die Ehevermittlung hat mir auch gleich Personal besorgt.“

